2843 - 1

<36606861760011

<36606861760011

Bayer. Staatsbibliothek

E, A.

Reisen der Salzmannischen Zöglinge.

---

der 1. bd. ist von Salzmann.
Vom 2. bd. nur die erste Hälfte, die 2.
Hälfte ist von C. K. Andre.
der 3. 4. 5 sind auch nicht von ihm
(zum Theile von Gutsmuths).

Reisen
der
Salzmannischen Zöglinge.

Erster Band.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

R
1784.

Verzeichniß

der Gönner und Freunde, die Subscription auf dieses Buch angenommen haben.

Altenburg.

Herr Lector Berlet 9 Ex.

Arolsen.

Herr Andre, Erzieher daselbst 10 Ex.

Augsburg.

Herr May, Lehrer am Gymnasium 13 Ex.

Bremen.

Frau Senatorin Wichelhausen 2 Ex.

Herr Domprediger Heeren 7 Ex.

Bur=

Bayerische Staatsbibliothek München

Buxtehude.

Herr Landrath und Bürgermeister Ludwig 3 Ex.

Cassel.

Herr Professor Sömmering 2 Ex.

Danzig.

Herr Cand. Vogt 9 Ex.

Dessau.

Herr Secretär Beil 25 Ex.

Egeln.

Herr von Putkammer 8 Ex.

Erfurt.

Herr Buchhändler Keyser 8 Ex.

Frankfurt am Mayn.

Herr Buchhändler Fleischer 6 Ex.

Gotha.

Herr Becker, Verfasser der Jugendzeitung 7 Ex.

Halberstadt.

Herr Rector Fischer 20 Ex.

Hanau

Hanau.

Herr Candidat Göz 10 Ex.

Hannover.

Das Intelligenzcomtoir 12 Ex.

Helmstedt.

Herr Mund, Lehrer am Pädagogium 13 Ex.

Kiel.

Herr Prof. Heinze 6 Ex.

Krahne im Brandenburgischen.

Herr Pastor Rudolph 11 Ex.

Langensalz.

Herr M. Cranichfeld 6 Ex.

Minden in Westphalen.

Herr Voß 6 Ex.

Meldorf.

Herr Staabssecretär Boie 4 Ex.

Mün-

München.

Herr Kriegsrath Zaupser 6 Ex.

Quedlinburg.

Herr Pastor Göze 2 Ex.

Ratzeburg.

Mademoiselle Röpken, in des Herrn General von Ahlefelds Hause 7 Ex.

Rohrborn im Erfurtischen.

Herr Pastor Salzmann 7 Ex.

Trittow.

Herr Rath Campe 1 Ex.

Walbeck.

Herr Hauptmann von Busche 6 Ex.

Vor=

Vorrede.

Lieben Kinder!

Ich habe versprochen, daß ich mit meinen Zöglingen bisweilen reisen, euch die Beschreibung von diesen kleinen Reisen mittheilen, und den Anfang damit zur Michaelsmesse 1784 machen wollte. Was das erste betrift, so habe ich Wort gehalten, und habe schon manchen hübschen Weg gemacht, auf demselben viel gute und böse Leute kennen gelernt, und gar vielerley angemerkt.

Das zweyte will ich auch halten, ich will euch die Beschreibung der Reisen, die ich von Zeit zu Zeit mit meinen Zöglingen thue, in die Hände liefern. Dieß, hoffe ich, wird euch sehr nützlich seyn, ihr werdet während dem Lesen nicht nur manche vergnügte Stunde haben, und wohl gar überlaut lachen über

man-

manches Späschen, das uns da und dort begegnet ist, sondern ihr werdet auch manches lernen, das ihr sonst nicht wußtet, und wenn ihr hernach selbst reiset, so werdet ihr die Augen besser, als zeither, aufthun, und gar vieles bemerken, das sonst eurer Aufmerksamkeit entwischte.

Vielleicht könnte euch mein Exempel auch bewegen, daß ihr selbst kleine Reisebeschreibungen verfertigtet. Wie ihr dieß anfangen könnet, will ich euch sagen. Wenn eure lieben Eltern oder Lehrer euch bisweilen auf ihren kleinen Reisen zu Gesellschaftern wählen, so steckt vor allen Dingen eine Schreibtafel und eine Bleyfeder bey euch. Dann schlaft nicht auf der Reise, sitzt auch nicht in Gedanken, sondern thut die Augen recht weit auf, und betrachtet alles, was um euch ist. Kommt ihr bey ein Dorf, oder eine Stadt, so fragt, wie heist der Ort? Kommt ihr in ein Wirthshaus oder zu einem Freunde, so seht euch recht um in allen Winkeln, und

spricht

sprecht mit allen Leuten, die hier zugegen sind, um etwas neues zu sehen und zu erfahren. Bleibt auch ja nicht immer in der Stube, sondern geht, an der Hand eurer erwachsnen Begleiter, in die Gärten und auf das Feld, besteigt die Berge, durchstreicht die Wälder, geht dann in die Werkstätte der Menschen, und gebt auf alles genau Achtung, was da zu sehen ist. Und alles, was merkwürdig ist, zeichnet sogleich mit ein paar Worten in eurer Schreibtafel auf. Wann ihr dann nach Hause kommt, so nehmt die Schreibetafel vor euch! Denkt nach über alles, was ihr gesehen und gehört habt, und dann macht eine Reisebeschreibung!

Sie drucken zu lassen möchte ich euch doch nicht rathen, weil es nicht gut ist, wenn man drucken läßt, ehe der Bart wächst, und so stark ist, daß er eines Barbierers bedarf. Aber ihr habt ja Freunde, ihr habt ja Anverwande, diesen könnt ihr ja die Beschreibung zuschicken! Dieß wird nicht nur euch vielen

Nu-

Nutzen und Vergnügen verschaffen, sondern ihr werdet damit auch viele Freude bey euern freundschaftlichen Lesern anrichten.

Wollt ihr es denn thun? ich hoffe es von vielen, und von denen, die es thun, weis ich ganz gewiß, daß sie mir danken und sagen werden, der Mann hat uns gut gerathen!

Ich wenigstens habe es so gemacht, und mich dadurch in den Stand gesetzt, daß ich von kleinen Reisen, von denen mancher andere fast gar nichts würde zu sagen wissen, ein ganzes Buch schreiben kann.

Was nun aber den Punct betrift, daß ich euch den ersten Band meiner Reisebeschreibungen zur Michaelsmesse 1784 zu liefern versprochen habe, so kann ich nicht leugnen, daß mir dabey sehr große Schwierigkeiten aufgestoßen sind.

Da ich das Versprechen that, lebte ich noch in Dessau, und hatte mir da vorgenommen, in das Herzogthum Gotha auf ein Landgut zu ziehen. Wenn du erst dahin kommst, dachte ich, dann, dann hast du recht gute Zeit. Dann bist du in dem Schooße der schönen holden Natur, kannst vor Sonnenaufgang durch bethaute Wälder und Fluren wandeln, den Gesang der Waldvögel anhören, und den Duft der Blumen einathmen, kömmst alsdenn gestärkt zu deiner Familie zurück, setzest dich zum Klaviere, versammlest sie um dich und singst mit ihr ein Morgenlied. Dann kommst du zu deinem Schreibepulte, und schreibst da, ohne alle Störung, blos zum Zeitvertreibe, die versprochne Reisebeschreibung.

Aber es gieng doch nicht alles so, wie ich dachte. Zwar bin ich da im Schooße der Natur, die hier reizender als an hundert andern Orten ist, kann, so oft ich will, ohne mich lange ankleiden zu dürfen, durch Aecker und

Wie-

Wiesen wandeln, waldige Berge besteigen, bald dem Schlage der Nachtigall zuhören, bald den Fischen im Teiche zusehen, oder die Rinder betrachten, die mit ihren Glocken am Halse, die Berge hinaufklettern. Kurz ich finde hier so viele Freuden, daß ich ein Sünder wäre, wenn ich mit meinem Zustande unzufrieden seyn wollte, und, weil es nun einmal so meine Art ist, daß ich, wenn ich recht frölich bin, gern der ganzen Welt meine Frölichkeit mittheilen möchte, so werdet ihr wohl bald auch etwas davon zu lesen bekommen.

Aber — Aber — Aber — bey alledem fand ich doch bey meinem Anzuge eine Menge Schwierigkeiten, Arbeiten und Zerstreuungen, an die ich in Dessau gar nicht gedacht hatte.

Ich meynte ich wollte mein Feld verpachten, aber — verschiedene Ursachen nöthigten mich, es selbst bearbeiten zu lassen. Wenn ihr

ihr nun bedenkt, wieviel Anordnung, Aufsicht und Aufwand nöhtig ist, um nur 10 Acker pflügen, besäen und abmähen zu lassen, zumal wenn man des Dinges nicht recht gewohnt ist, nun da könnt ihr leicht denken, daß ich etwas mehr zu thun fand, als spazieren gehen und schreiben.

Ueberdieß fand ich auch, daß mein Haus für die Absichten, die ich hier erreichen will, zu klein war, und wurde deswegen genöthigt, ein neues aufführen zu lassen. Dieß verursachte mir nun wieder so viele Arbeit und Zerstreuungen, daß es mir beynahe unmöglich schien, mein Versprechen zu erfüllen. Und beynahe hätte ich meinen Vorsatz aufgegeben, und die Herausgabe dieser Reisebeschreibung bis zur Ostermesse verspart. Da dachte ich aber wieder: was werden deine kleinen Leser dazu sagen, wenn du nicht Wort hältst? Dein Gewissen sagt dir wohl, daß du gethan habest, was du konntest, das wissen aber deine lieben Leser nicht. Diese werden

den-

denken, du wärest ein Lügner, der viel verspräche, aber wenig hielte.

Dieser Gedanke machte mich unruhiger, als die größte Arbeit. Deswegen nahm ich meine Kräfte zusammen, und arbeitete diese Beschreibung aus.

Ob ich sie ganz endigen werde, weis ich, da ich diese Vorrede schreibe, noch nicht. Sollte es nicht geschehen, so bekommt ihr die Fortsetzung nächstens im zweyten Bande, und ihr verzeihet es mir gewiß, daß ich sie euch im ersten nicht ganz liefere. Denn ich liefere euch ja alles was ich kann; könnt ihr nun wohl mehr verlangen, als meine Kräfte vermögen?

In dem zweyten Bande soll nicht blos die Fortsetzung dieser Reise, sondern auch die Beschreibung von ein Paar Reisen kommen, die ich mit meinen Zöglingen, auf dem Schlit-

Schlitten, in verwichenem Winter nach einigen merkwürdigen Orten machte.

Die erste gieng auf Barby, wo die Vorsteher der Brüdergemeine, oder der sogenannten Herrnhuter, ihren Sitz haben, und wo uns sehr viel Gutes und Merkwürdiges gezeigt wurde.

Die andere gieng nach Rekan, wo wir eine Landschule besuchten, die der Domherr von Rochow, mit Hülfe des Herrn Prediger Rudolphs und des Herrn Cantors Bruns, gestiftet hat, und die so gut eingerichtet ist, daß sie verdient, das Muster aller Landschulen zu werden.

Wenn ihr nun diese Reisebeschreibung gern gelesen habt, so hoffe ich, daß ihr auch die übrigen mit Vergnügen lesen werdet.

Vielleicht bekomme ich einen oder den andern von euch auf meinen Reisen zu sprechen,

chen, oder ihr kommt einmal in meine Gegend und besucht mich, das wird mir und meinen Zöglingen gar große Freude machen. Unterdessen lebt denn wohl, seyd recht fleissig und gut, damit eure lieben Eltern, bey meiner Ankunft, mir recht viel Gutes von euch sagen können, und behaltet lieb

Euren

Schnepfenthal,

den 1sten Sept. 1784. redlichen Freund

Salzmann.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Veranlassung zur Reise.

Lieben Kinder! Der Mensch muß oft Bewegung haben, wenn er gesund und vergnügt leben will. Denn wenn er zu lange auf seinem Zimmer sitzt, so wird sein Blut dicke, wird in seinem Umlaufe gehemmt, der Magen verdauet nicht ordentlich, daraus entsteht Kränklichkeit, Schlaflosigkeit, Beängstigung und Unmuth. Durch die Bewegung wird dieß aber alles verhütet. Gebt daher nur einmal Achtung auf eure Nebenmenschen, und ihr werdet fast immer finden, daß diejenigen, die in steter Bewegung leben, z. E. Landleute, Jäger u. dgl. heiterer und vergnügter sind, als Personen, die den größten Theil ihres Lebens sitzend zubringen müssen, Gelehrte, die mehresten Handwerker und Künstler. Und ihr werdet es an euch selbst wahrgenommen haben, daß ihr verdrüßlich und unzufrie-

den wurdet, wenn ihr, wegen unangenehmer Witterung, zu lange hinter den Büchern sitzen mußtet.

Ich führe, wie ihr wißt, auch eine sitzende Lebensart. Denn, wenn ich die Bücher schreibe, die ihr leset, so muß ich ja sitzen, und wenn ich unter lieben Kindern bin, um sie zu unterrichten, so sitze ich ebenfalls oft. Mit dieser Lebensart bin ich auch wohl zufrieden, weil mich der liebe Gott einmal dazu bestimmt hat. Denn wenn wir Menschen beyeinander vergnügt leben wollen, so müssen einige sich zum Sitzen, andere zur Bewegung gewöhnen. Wollten wir alle den Acker bearbeiten, das Wild jagen, und Häuser bauen, wer wollte denn über das Beste seiner Nebenmenschen nachdenken? wer Bücher schreiben? Und wenn wir alle nachdenken und schreiben wollten, wer wollte denn uns Brod, Fleisch und Wohnung, verschaffen? Aber freylich muß ich auch bisweilen mich bewegen, wenn ich heiter genug bleiben will, um die Bücher zu schreiben, die ihr gern leset, wie mich einige von euch, durch ihre sehr lieben Briefe, versichert haben, und wenn die Runzeln von meiner Stirne weichen sollen, die die Kinder, mit welchen ich immer umgeben bin, nicht gerne sehen.

Deswegen suche ich es immer so einzurichten, daß ich bey der Wohnung, die ich beziehe, einen

Gar-

Garten finde, in dem ich hacken, graben und pflanzen kann. Deswegen gehe ich auch, so oft ich kann, in den Feldern und Wäldern umher, die um meinen Wohnsitz liegen. Vorzüglich freue ich mich, wenn ich in der Nähe Berge finde, die ich besteigen kann. Denn von den Bergen kann man sich weit umsehen, und erblickt viele Städte, Dörfer und Flüsse, die man auf der Ebene nicht sieht. Wißt ihr wohl, woher dieß kommt?

Aber eben deswegen reise ich auch gerne. Denn wenn man reiset, so sieht man immer etwas Neues, ist immer in Bewegung, und kommt mit allerley Leuten in Bekanntschaft, die man nicht gesehen hätte, wenn man immer hinter dem Ofen geblieben wäre. Ich entschloß mich also im Winter 1783, daß ich den nächsten Sommer, mit einem Theile meiner lieben Familie, eine Reise thun wollte.

Aber das Reisen kostet Geld. Glaubt es mir, meine Lieben, es kostet vieles Geld. Ein Louis d'or, von dem man zu Hause vielleicht einige Tage hätte leben können, ist auf der Reise, ehe man es sich versieht, in einem Tage ausgegeben. Da muß man Fuhrlohn, entweder dem Postmeister, oder dem Kutscher, da muß man bald da, bald dort, einen Beytrag zur Erhaltung der Brücken und Wege bezahlen; und in den Wirthshäusern kostet die Zehrung

immer mehr als zu Hause. Denn die Wirthe, die ihre Häuser erhalten, und für die Mühe, die sie mit ihren Gästen haben, belohnt seyn wollen, müssen doch nothwendig ihr Bier, Wein, Braten, Würste und andere Lebensmittel, etwas theurer sich bezahlen lassen, als sie gewöhnlich kosten.

Wer also reisen will, muß nothwendig einen guten Beutel voll Geld haben.

Wo sollte ich den nun her bekommen? sollte ich borgen? das hätte ich leicht thun können. Da ich verschiedene gute und begüterte Männer kenne, die meine Freunde sind, so konnte ich gewiß glauben, daß sie mir so viel borgen würden, als ich zu meiner Reise nöthig hätte. Aber dann hätte ich es auch wieder bezahlen, und meinen Aufwand einschränken müssen. Dieß würde mir in der Folge oft beschwerlich gewesen seyn, und ich würde, für die vergnügten Tage der Reise, manchen unangenehmen Tag gehabt haben. Und wie leicht hätte mir hernach ein Unglück zustossen, ich hätte z. E. Krankheit oder Feuer in mein Haus bekommen, ich hätte gar sterben können, so wäre ich an meinen Freunden zum Lügner geworden, hätte sie um ihr Geld, und mich um ihre Liebe und meine Ehre, gebracht. Wie oft würde ich alsdenn gewünscht haben, daß ich nie gereiset wäre! Ich würde meine Reise bereuet haben.

Ueberhaupt halte ich es für unrecht, daß man ohne Noth borgt. Wenn man durch Unglück einen ansehnlichen Theil seines Vermögens eingebüßt hat, oder Gelegenheit findet, sich mit einer Summe Geldes einen ansehnlichen Vortheil zu verschaffen, dann ist man freylich genöthigt, zum Borgen seine Zuflucht zu nehmen. Aber zu einer Lustreise, oder zu einem andern entbehrlichen Vergnügen Geld zu entlehnen, ist unrecht. Warum? das werdet ihr wohl nun schon wissen.

Deswegen erlaube ich es meinen kleinen Zöglingen gern, daß sie sich von ihrem Taschengelde bisweilen ein kleines Vergnügen machen. Nur kann ich es nicht zugeben, daß sie das Geld dazu borgen. Und das ist, wie ihr leicht denken könnt, nicht Eigensinn, sondern herzliche Liebe. Denn wenn man sich in der Jugend an das Borgen gewöhnt, so kann man leicht so leichtsinnig werden, daß man immer, wo man kann, borgt, ohne daran zu denken, wovon man bezahlen will. So habe ich z. E. von einem Manne gelesen, der auch immer borgte, und nie bezahlte, und sich dadurch eine solche Menge Schulden zuzog, daß sein ganzes Vermögen nicht hinlänglich war, sie abzuzahlen. Ein anderer fragte ihn: wie ist es denn nur möglich, daß du bey so vielen Schulden schlafen kannst? Ach ich, antwortete der

leichtfertige, kann wohl ruhig schlafen, aber darüber wundere ich mich, wie meine Gläubiger schlafen können, da sie doch voraus sehen müssen, daß sie nie werden bezahlet werden. Der mag auch wohl als Kind das Borgen sich angewöhnet haben. Was es wohl mit ihm für einen Ausgang genommen haben mag!

Ich entschloß mich also mein Reisegeld nicht zu borgen, sondern versagte mir lieber da und dort ein entbehrliches Vergnügen, und legte das, damit ersparte, Geld zur Reise zurück. Warum ich mit dem Ersparen schon im Winter anfieng? werdet ihr wohl errathen.

Nun war das Geld beysammen, ich sagte es denen, die zu meinen Reisegefährten bestimmt waren und verursachte dadurch eine allgemeine Freude.

Die Frage war zuerst wohin wir reisen wollten? darinne stimmten wir alle überein, daß die Reise nicht ausser Deutschland, sondern in eine Provinz gehen sollte, die nahe bey Dessau läge, die ihr alle leicht finden könnet, wenn ihr die Charte vom Obersächsischen und Niedersächsischen Kreise nachsehen wollet. Nur darinne waren wir nicht recht einig, welche von diesen Provinzen wir wählen sollten. Endlich fiel die einstimmige Wahl auf das Magdeburgische, Halberstädtische und Mansfeldische. Denn

da

da hatten wir verschiedene Freunde, die uns liebten, und uns gar oft zu einem Besuche eingeladen hatten.

Nun mußte noch bestimmt werden, wer eigentlich an der Reise Theil nehmen sollte? Hätte ich meiner Familie den Ausspruch thun lassen, so würde niemand haben wollen zu Hause bleiben, und da meine Hausgesellschaft aus eilf Personen bestund, so würde diese große Gesellschaft einander wohl zur Last geworden seyn. Ich that also selbst den Ausspruch und ihr mögt nun überlegen, ob dieser Ausspruch gut war? Ich ließ die Kleinen und die Mädchen zu Hause, und wählte zu meiner Gesellschaft blos, nebst meiner lieben Frau, meine Zöglinge männlichen Geschlechts, deren Anzahl sich damals bis — auf zwey erstreckte. Denn meine lieben Philanthropisten kann ich eigentlich nicht meine Zöglinge nennen, da ich nicht ihre Erziehung, sondern blos ihren Unterricht in der Religion besorgte. Und zwischen Unterricht und Erziehung ist ein großer Unterschied. Durch den Unterricht lehrt man die Kinder allerley Gutes erkennen, und durch die Erziehung lehrt man sie gut handeln.

Diese beyden Zöglinge will ich Ferdinand und Moriz nennen. Sie haben zwar andere Namen, aber ich habe meine guten Ursachen dazu, warum ich ihnen erdichtete Namen beylege. Denn ich wer-

de euch das Gute, sowohl als die Fehler, die sie an sich haben, erzählen. Wenn sie nun ihren Namen und ihr Lob gedruckt läsen, so könnten die kleinen Männerchen wohl gar stolz werden, und denken, Wunder wer sie wären, und das wäre gar nicht gut für sie. Denn ein stolzer Mensch denkt er wisse und könne schon alles, will nicht klüger und nicht besser werden, will keine Erinnerung annehmen, und bleibt also, seines Stolzes wegen, weit zurück. Und wenn sie ihren Tadel gelesen hätten, so möchte es sie zu sehr betrübt haben, daß ich ihre Fehler einem großen Theile junger Deutschen bekannt gemacht hätte.

Ferdinand und Moriz waren also entzückt vor Freuden, da ich ihnen sagte, daß sie mich auf meiner Reise begleiten sollten. Sie suchten zusammen alles, was sie auf ihren Reisen mitzunehmen gewohnt sind, z. E. einen Kamm, Messer, Bleyfeder, Schreibtafel u. dgl Die übrigen aber waren betrübt. Ich konnte dießmal ihnen aber nicht helfen, und richtete sie damit auf, daß ich dieß Jahr noch ein paar Reisen nach dem herrlichen fürstlichen Garten in Wörlitz, davon Herr Magister Götze eine vortrefliche Beschreibung hat drucken lassen, thun würde, daran sie Theil nehmen sollten. Ich habe auch Wort gehalten. Sie beruhigten sich bey diesem

Ver=

Versprechen, so daß ich mich nicht erinnern kann, daß eines von ihnen geweinet habe.

Und da thaten sie auch wohl daran. Denn in dieser Welt kann man nun schlechterdings nicht allemal haben, was man wünscht. Bin ich doch nun vierzig Jahre alt, und gleichwohl geht es, bald da bald dort, nicht so, wie ich wünschte, daß es gehen möchte. Daher ist es gut, wenn man sich bald daran gewöhnet, sich zu beruhigen, wenn es nicht nach unserm Kopfe geht.

Auf was für Art sollten wir aber nun reißen? zu Fuße? ich dächte, das wäre das beste gewesen. Denn wenn man zu Fuße reißt, so kostet es nicht gar viel, man kann da auf dem Wege alle Insekten, Vögel, Kräuter, Bäume, Berge und Aussichten betrachten. Und meine Zöglinge können wirklich gut wandern, da ich mit ihnen schon mehrmal einen Weg von vier Meilen in einem Tage zu Fuße gemacht habe. Aber dann hätten wir wohl drey Wochen haben müssen, um den Weg zu endigen, den ich mir vorgesetzt hatte, und dieß gieng doch nicht an, weil ich ein Amt hatte, das ich besorgen mußte. Aber künftig, da ich nun ohne Amt bin, denke ich doch euch noch manche Reise zu beschreiben, die wir zu Fuße gemacht haben.

Wir entschlossen uns also eine Kutsche zu miethen. Ein sehr thätiger Freund, der noch mehr als ich gereißt ist, und also das Fuhrwerk besser versteht, als ich, hatte die Gefälligkeit, mir eine Kutsche zu miethen, und den Accord so zu machen, daß ich für ein gewisses Stück Geld, ich glaube es waren zwölf Thaler, Kutsche und Pferde, eine Woche lang zu meinen Gebrauch haben sollte.

So war also alles richtig.

Ehe wir uns aber noch zur Ruhe legten, erfuhren wir, daß eine Freundin von uns eine nothwendige Reise nach Magdeburg thun müßte. Da wir nun noch so ziemlich einen Platz in unserm Wagen entübrigen konnten, auch nahe bey Magdeburg fahren wollten, so glaubten wir, es wäre unsere Schuldigkeit dieser Freundin unsern Wagen anzubieten. Wir thaten es und sie nahm unser Anerbieten zu unser aller Vergnügen an.

Warum wir es wohl für Schuldigkeit hielten, einer reisenden Freundin einen Theil der Beschwerlichkeiten der Reise abzunehmen? gebe ich euch zu überlegen.

Angenehme Anblicke und Erinnerungen.

Bald früh erwachte ich, weckte meine Reisegesellschaft auf, die auch sogleich munter wurde, und sich reisefertig machte. Denn wir wollten diesen Tag noch bis Egeln kommen, welches sieben Meilen weit von Dessau entfernet ist. Wenn wir nun lange in unsern Betten hätten bleiben, hernach bey dem Anziehen, tändeln wollen, so würden wir unsere Absicht nicht erreicht haben. Gut war es also, daß wir uns alle gewöhnt hatten, früh aufzustehen und uns hurtig anzuziehen.

Wir fuhren zu einem Thore hinaus, welches man insgemein das Spittelthor nennt, vermuthlich weil der Weg vor einem Hospitale, für abgelebte Bürger, vorbey geht, das man, in der gemeinen bürgerlichen Sprache, einen Spittel nennt.

So bald wir zum Thore hinaus waren, kamen wir in eine Gegend, die von Natur aus lauter Sand besteht. Man sagt insgemein, die Mark Brandenburg wäre des Heiligen Römischen Reichs Erzstreubüchse, aber diese Gegend um Dessau verdient gewiß mit eben diesem Rechte diesen Namen. Denn wenn alle, alle, alle, Schriftsteller des Heil. Römischen

schen Reichs, und alle, alle, alle, Kinder, die in demselben erzogen werden, zusammen kämen und schrieben und streueten, so würden sie doch nicht im Stande seyn den Sand zu verstreuen, der in der Gegend um Dessau liegt.

Wenn ich euch nun sage, lieben Kinder, daß diese Gegend, die die Natur zur Streubüchse des Heiligen Röm. Reichs scheint bestimmt zu haben, wie ein kleines Paradies aussieht, kommt euch dieß nicht unglaublich vor? und doch ist es wahr. Es ist da alles grün, und voll von den reizendsten Aussichten. Die Menschen haben durch Nachdenken und Arbeiten alles umgeschaffen, und den Sand theils gezwungen allerley nützliche Gewächse hervorzubringen, theils durch den Zusatz von allerley Erdarten ihn fruchtbar gemacht. Denn sobald der Mensch nachdenkt und seine Kräfte braucht, so kann er alles, was um ihn ist, verändern und verschönern.

Wenn freylich die dortigen Einwohner eigensinnig gewesen wären, und nichts anders als Getraide hätten anbauen wollen, so würden sie wenig Glück damit gehabt haben. Denn das Getraide kömmt in blosem Sande nicht wohl fort, es bleibt immer klein und hat kurze Aehren. Und wirklich stunden die mehresten Aecker, die hierum mit Getraide

traide besäet waren, ziemlich traurig da. Aber Gott hat für jeden Boden Pflanzen geschaffen, die auf demselben sehr gut fortkommen; wer nun fein aufmerksam ist, und die Pflanzen kennen lernt, die für jeden Boden schicklich sind, der kann sein Land benutzen, es mag beschaffen seyn, wie es will. Ist es naß, so bepflanzt er es mit — ist es bergicht, so besäet er es mit — Womit? das mögt ihr rathen. Ich muß euch doch einmal probiren, ob ihr von der Landwirthschaft etwas versteht.

Die Dessauer mochten wohl aufmerksam auf ihren Boden und die Pflanzen gewesen seyn, die für denselben am schicklichsten wären; denn sie hatten die mehresten Aecker, die auf dem Striche lagen, durch den wir reiseten, mit einer Pflanze besäet, die immer einen sandigen Boden verlangt, mit — Tobak.

Fi! werdet ihr sagen, mit Tobak? das ist eine garstige Pflanze, die nützt ja zu gar nichts. Halb recht möget ihr nun wohl haben; viele andere Gewächse mögen wohl weit nützlicher seyn, als Tobak. Und wenn ihr mich fragtet: soll ich denn das Tobakrauchen lernen? so würde ich euch antworten: ich kann euch nicht dazu rathen, meine Lieben. Denn die Tobaksraucher haben ein Bedürfniß mehr, als andere Menschen. Wenn sie Haus und Hof,

Essen

Essen und Trinken, Kleider und Gesellschaft haben, aber keinen Tobak, so fehlt ihnen doch etwas, und sie befinden sich nicht wohl. Sie verderben sich mit dem Rauchen auch ihre Zähne, und geben ihrem Odem, ihren Kleidern und Büchern, einen Geruch, der denen, die keinen Tobak rauchen, nicht anders als unangenehm seyn kann.

Ganz unnütze wollen wir aber die Tobakspflanze doch nicht nennen. Denn es giebt doch viele tausend Menschen, die sich daran laben, und bey einer Pfeife Tobak so vieles Vergnügen finden, als ein anderer bey einer Bouteille Burgunder. Sollten wir nun nicht damit zufrieden seyn, wenn wir sehen, daß unsere Nebenmenschen, die für uns arbeiten, aus einer Pfeife Tobak, die oft nicht einmal einen Pfennig kostet, so vieles Vergnügen ziehen können? Ich wenigstens freue mich allemal, wenn ich einen arbeitsamen Mann, bey einer Pfeife Tobak, sich erhohlen sehe.

Ueberdieß muß ich euch sagen, daß eine große Anzahl Menschen von der Tobakspflanze ihr Brod habe, und daß die Dessauischen Bürger sich itzo weit besser befinden, da sie Tobak bauen, als ehemals. Da giebt es so viele arme Handwerksleute, die mit alle ihrem Fleiße, nicht mehr, als täglich etliche Groschen, verdienen, davon sie ihr Weib und

ihre Kinder ernähren müssen. Nun bedenkt einmal selbst, was für schmale Bissen es setzen würde, wenn eure lieben Eltern nicht mehr, als etliche Groschen täglich, einzunehmen hätten! Diese armen Handwerksleute helfen sich nun mehrentheils mit dem Tobaksbaue. Sie pachten einen oder etliche Aecker, (ihr wißt doch wohl, was pachten ist) bepflanzen sie mit Tobak, und tragen alsdenn ihrem Weibe und ihren Kindern auf, daß sie unterdessen, daß sie selbst in ihrer Werkstatt arbeiten, den Tobak warten, vom Unkraute reinigen, die Blätter abpflücken und trokknen. Wenn dieß alles geschehen ist, so verkaufen sie den getrokneten Tobak an diejenigen, die ihn zuzubereiten wissen, und bekommen dafür so viel Geld, daß sie nicht nur ihren Pacht bezahlen, sondern auch noch ihren Hauszins davon entrichten, ihre Familie kleiden, oder andere schwere Ausgaben davon bestreiten können.

In Dessau selbst giebt es Leute, die diesen Tobak zuzubereiten wissen, denn ich habe verschiedene angetroffen, die ihn spannen oder Rollen daraus machten, die hernach von dem Landmanne und dem gemeinen Bürger geraucht werden. Diese Tobaksspinner haben also auch von dem Tobak ihr Brod.

Aber noch weit mehrere Nahrung verschaft durch den Tobak der Herr Kaufmann Bramigk der Stadt

Dessau. Er hat eine sehr große Tobaksfabrik angelegt, in welcher zwar wenig oder gar kein Dessauischer Tobak verarbeitet wird, aber das, was er verarbeiten läßt, ist doch Tobak. Bey meinen Spaziergängen habe ich oft mit vielem Vergnügen zugesehen, wie vielen Menschen dieser rechtschaffne und einsichtsvolle Mann Brod verschaft. Gieng ich ausser der Stadt, an die Mulde, so fand ich da eine Mühle, die für ihn Schnupftobak stampfte, und viele Leute, die dabey geschäftig waren, in Nahrung setzte. Kam ich in die Stadt zurück, so sprach ich oft in seine Fabrik selbst ein, und freuete mich über die vielen Leute, die da mit Zubereitung des Tobaks ihren Unterhalt verdienten. Gieng ich weiter, so kam ich auf einen Platz, wo er ein sehr prächtiges Gebäude aufführen ließ, und wo es beständig von Maurern, Zimmerleuten, Ziegeldeckern und Tünchern, wimmelte, die da ihr Brod fanden.

Wahr ist es nun wohl, daß die erste Ursache von der Nahrung, die hier eine solche Menge Menschen fand, des Herrn Bramigks Verstand und Thätigkeit war. Aber das Mittel, durch welches er so viele unserer Nebenmenschen ernährte, war doch die Tobakspflanze. Ist sie also wohl unnütze?

Ich glaube, es wachsen noch hundert Pflanzen um uns, davon jede eben so viele Nahrung unsern

Mitbürgern

Mitbürgern verschaffen könnte, als der Tobak; wir kennen sie nur nicht. Seyd doch also ja aufmerksam auf jede Pflanze, die ihr antrefft! vielleicht ist der eine oder der andere von euch so glücklich, die Kraft und den Nutzen von einer Pflanze zu entdecken, die man zeither für unnütze hielt. Und dann wohl euch! ihr werdet nicht nur von dieser einzigen Pflanze euch reichlichen Unterhalt verschaffen, sondern auch viele eurer armen Nebenmenschen ernähren können.

Besonders seyd aufmerksam auf die Pflanzen, die in großer Menge, ohne Wartung, wachsen. Gott muß doch wohl seine Absichten gehabt haben, warum er diese Pflanzen in so großer Menge wachsen ließ. Da wächst z. E. an den Rändern die Wolfsmilch, in dem Roggen die Rade, im Weizen der Wachtelweizen, in der Gerste und im Hafer der Windhafer. Die mehresten murren darüber und wünschen, daß diese Pflanzen gar nicht auf der Welt seyn möchten. Ihr aber thut es ja nicht. Je häufiger sie da sind, desto begieriger müßt ihr seyn, ihren Nutzen zu erfahren; denn umsonst sind sie gewiß nicht da. Vielleicht bauet man künftig die Wolfsmilch eben so sorgfältig an, wie itzo den Tobak, und den Windhafer, wie die Gerste.

Ausserdem sind in dieser Gegend auch verschiedene Striche Landes mit Kiefern besäet, welche im Sande auch sehr gut fortkommen. Ein dergleichen Wäldchen, welches insgemein das Philanthropistenwäldchen genennt wird, zog vorzüglich unsere Aufmerksamkeit auf sich, weil wir darinne vieles Vergnügen genossen hatten. Wenn die Lehrer des Philanthropins mit ihren Zöglingen von ihren Arbeiten sich erholen wollten, so spatzierten sie insgemein in dieses Wäldchen, und ergötzten sich da mit allerhand unschuldigen Spielen. Ferdinand und Moritz klopften in die Hände, da sie es sahen, und erzählten mir von allerley Lustbarkeiten, die sie hier in Gesellschaft und unter Aufsicht ihrer guten Lehrer, angestellt hätten.

Noch mehr freueten sie sich aber, da sie das philanthropische Gärtchen erblickten. Und ich kann nicht umhin, ich muß euch auch von diesem etwas sagen. Es war, da ich nach Dessau kam, ein sehr unfruchtbares und sandiges Stück Land. Der gütige Fürst von Dessau schenkte es dem Philanthropin. Aber er schenkte es nicht nur, sondern machte auch Anstalten und Aufwand, dasselbe in eine recht lustige, reizende, Gegend zu verwandeln. Dann das scheint überhaupt das größte Vergnügen dieses vortreflichen Fürsten zu seyn, Wüsteneyen in Lustgärten

gärten

gärten umzuschaffen. Sobald er Befehl gab, dieses Stück Land zu verbessern, so waren eine Menge Hände beschäftigt, seinen Befehl zu vollziehen. Unter diesen Händen verwandelte sich auf einmal alles. Das ganze Stück Landes wurde mit einem Graben und einem Walle umgeben; von allen Orten kamen Fuhren bey, die Schlamm, der von den Gassen und aus den Gräben war gesammlet worden, zusammenführten, und damit den unfruchtbaren Sand bedeckten. Bald stund ein Lusthaus da, in der Mitte des Gartens quoll ein Brunnen, und den nächsten Frühling sahe man Alleen von inn= und ausländischen Bäumen, und den ganzen Garten mit den schönsten Blumen und Küchengewächsen bedeckt.

Ich bin niemals ohne Rührung durch diesen Garten gegangen. Bey dem Anblicke desselben empfand ich nicht nur Hochachtung gegen den würdigen Fürsten, der dieß alles durch seine weisen Anordnungen hervorgebracht hatte, sondern auch gegen die menschliche Natur überhaupt, die solche große Dinge möglich machen kann. Oft, wenn ich mit den Philanthropisten mich hier vergnügte, theilte ich ihnen meine Gedanken mit, und sagte: O denkt, lieben Kinder, so oft ihr diesen Garten seht, daran, wie viel der Mensch vermag, wenn er seine Kräfte

 braucht.

braucht. Keine Gegend ist so traurig, die er nicht verschönern könnte. In euch liegen eben diese Kräfte, wer weiß was ihr einmal ausführen könnt, wenn ihr euch früh zur Thätigkett gewöhnt, und alles meidet, was eure Kräfte schwächen könnte.

Sobald dieser anmuthige Garten uns in die Augen fiel, glühte Ferdinanden das Gesicht, und er sagte mit unbeschreiblicher Freudigkeit: In diesem Garten steht auch ein Baum, den ich gepflanzt habe.

Wie so? fragte ich.

Ich war einmal, mit vielen Philanthropisten, antwortete er, hier. Da kam unser lieber Fürst und ließ Bäume pflanzen. Er fragte uns, ob wir nicht mithelfen wollten, und wir sagten alle, Ja. Da mußte jeder einen Baum pflanzen, und ich auch. Der liebe Fürst sahe mir zu, und war mit mir zufrieden. Ach! da freue ich mich! da freue ich mich, so oft ich diesen Garten sehe.

Ich freuete mich auch gar herzlich darüber. Der gute Fürst hatte durch diese Handlung ohne Zweifel die Philanthropisten belehren wollen, daß man nicht blos in der Welt sey, um Vergnügen zu genießen, sondern auch, um es zu befördern, und daß die Beförderung des Vergnügens anderer uns mehr Vergnügen mache, als der Genuß. Denn wirklich hatte Ferdinand

nand gar vieles Vergnügen in diesem Garten genossen; das Andenken an alles dieses machte ihm aber nicht so viele Freude, als das Bewußtseyn, daß er hier einen Baum gepflanzt und so etwas zum Vergnügen seiner Nebenmenschen beygetragen habe.

Wir haben uns dieß gemerkt, und uns vorgenommen, daß wir künftig nicht nur Vergnügen geniessen, sondern es auch befördern wollen. Und da wir es fühlten, daß es so große Freude mache, wenn man Bäume pflanzt, so haben wir allerley Ueberlegungen angestellt, wie wir es machen wollen, daß auch durch uns recht viele Bäume in die Welt kommen. Wirklich grünen auch schon einige Bäume, die wir in den Garten des Landguts, das wir itzo bewohnen, gepflanzt haben. Vorzüglich, wenn der liebe Gott uns eine besondere Wohlthat erzeigt, wollen wir, den nächsten Frühling oder Herbst, einen Baum gemeinschaftlich setzen, und, so oft wir vorbey gehen, einander an die empfangne Wohlthat erinnern. Warum wir nicht gerade an dem Tage, da uns die Wohlthat erzeigt wird, diese Bäume pflanzen? werdet ihr wohl wissen.

Des Fürsten würdiger Bruder, der Prinz Hans Jürge, fühlt es auch, was es für Freude mache, wenn man Bäume pflanzt. Davon zeigt der schöne Garten, den er angelegt hat, den die Dessauer,

ihm zu Ehren, Georgium nennen, und der uns auf diesem Wege ebenfalls in die Augen fiel. Auch dieser Platz war, wie ich aus dem Boden schließen muß, sonst eine Sandwüste, und nun verwandelt er sich, durch die vortreflichen Anstalten dieses Prinzen, von Jahre zu Jahre, in ein Lustgefilde. Durch denselben ist die Stadt Dessau mit der Elbe, die wenigstens eine halbe Meile davon entfernt ist, sehr glücklich vereinigt worden. Denn von den Stadtthoren, bis zu Georgium, sind Alleen gepflanzt, von diesen gehen wieder Alleen bis zu einem anmuthigen Lustwalde, den man insgemein Beckerbruch nennet, und der nun um gar vieles schöner geworden ist, da ihn der Prinz mit Canälen hat durchschneiden, und durch denselben Spatziergänge hauen lassen; und von diesem anmuthigen Walde, wo ich bald alleine, bald in Gesellschaft meiner Familie oder anderer Freunde, gar viele selige Stunden genossen habe, führen wieder neuangelegte Alleen bis zur Elbe. So kann man also von den Dessauischen Stadtthoren, in den anmuthigsten Spatziergängen, ganz unvermerkt bis zur Elbe kommen, und da die Schiffe vorbey segeln sehen.

Von

Von der Verwandelung der Menschen in Engel und in Thiere.

Indem wir uns miteinander über alle diese angenehmen Gegenden, und das Vergnügen, das wir darinne genossen hatten, besprachen, kamen wir nach und nach von dem Dessauischen Lande weg auf Preußischen Boden. Wir waren nicht gar lange auf demselben gefahren, so erblickten wir das erste Preußische Städtchen, welches Aken heißt. Es ist zwar klein und nicht sehr schön, weil es aber meine Zöglinge das erstemal sahen, so freueten sie sich doch ungemein über den Anblick desselben, und zählten alle Augenblicke, bis sie dahin kamen. Denn der Mensch ist nun so, alles was neu ist, zieht seine Aufmerksamkeit auf sich. Ein ausländisches Thier betrachtet er immer begieriger, als ein Innländisches, wenn auch das letztere wirklich schöner und nützlicher wäre.

Mir gieng es selbst so. Ich betrachtete Aken mit weit größerer Aufmerksamkeit, als die Städte, die ich lange bewohnt hatte, und deswegen an ihren Anblick war gewöhnt worden. Da fiel mir nun gleich in die Augen, daß das Thor und die Mauern von Ziegelsteinen erbauet waren. Ich hatte dieß

zwar auch schon in Dessau gesehen, wo hohe Thürme von Ziegelsteinen aufgeführet sind, bey weiten hatte es aber nicht so starken Eindruck auf mich gemacht, als itzo, da ich es an einer, mir ganz neuen, Stadt sahe. Viele von euch, meine Lieben, die ihr Lebelang noch keine Mauer, oder Thurm, von Ziegelsteinen gesehen haben, wird dieses auch befremden.

Die Ursache, warum in dieser Gegend fast alles von Ziegelsteinen erbauet wird, ist diese: weil in der ganzen Gegend Sand und flaches Land und fast gar kein Berg ist, aus dem Steine könnten gebrochen werden. Wenn daher Palläste für Fürsten oder andere reiche Personen sollen erbauet werden, so sind sie genöthigt, sich die Steine weit her, gemeiniglich von Pirna, holen zu lassen.

Diese Erfindung der Ziegelsteine macht nun dem menschlichen Verstande wieder Ehre, und beweist, daß er fast alles vermag, wenn er es nur ernstlich will, und darüber recht nachdenkt. Ich stelle mir vor, daß einmal ein Mann, in einer sandigen Gegend, wo weit und breit kein, zum Bauen tüchtiger, Stein zu finden war, den Entschluß faßte: ich will eine Mauer aufführen. Er entdeckte seinen Entschluß seinen Freunden, die lachten ihn alle aus, und sagten, der Mann schwärmt? denkt einmal,

er

er will eine Mauer aufführen, und hat keine Steine. Ha! Ha! Ha! eine Mauer ohne Steine!

Was lacht ihr? antwortete er, **wenn ich keine Steine habe, so muß ich welche machen.** Und nun dachte er nach, ob es nicht möglich sey, Steine zu machen? erfand die Ziegelsteine, und ward so, durch sein Nachdenken, gleichsam ein Engel, der möglich machen kann, was andere Menschen für unmöglich halten.

Es wäre sehr gut, lieben Kinder, wenn ihr alle, wie dieser Mann dächtet, und da destomehr Kraft anwendetet, wo die mehresten Schwierigkeiten zu überwinden sind, daß ihr immer dächtet: **was ich nicht kann, das muß ich lernen; was ich nicht habe, das muß ich mir zu verschaffen suchen; was mir unmöglich scheint, das muß ich versuchen.** Dann würdet ihr bald ganz andere Kinder werden, und über euch selbst erstaunen, daß ihr so vieles möglich machen könntet, das euch unmöglich schien.

Das sagten wir im Dessauischen Erziehungsinstitute immer unsern Zöglingen vor, und sahen oft mit Vergnügen, daß alle, die uns glaubten, alle Schwierigkeiten überwanden, und Dinge möglich machten, die sie erst selbst für unmöglich hielten.

Da wir zum Thore hinein fuhren, gab es mancherley abzuthun. Ich wurde nach meinem Namen, Stande, dem Orte, woher ich käme, und wohin ich reiste, sehr genau befragt, und ich gab auf alle Fragen richtige Antwort. Denn in den preussischen Staaten muß sich jeder Reisende diese Ordnung gefallen lassen, die die gute Absicht hat, es zu verhüten, daß nicht etwa lüderliche Persönen sich einschleichen, die dem Staate Schaden thun.

Unterdessen hatte ich bey diesem Examen etwas Langeweile, die ich mir damit zu vertreiben suchte, daß ich die Gesichter, den Anzug und Anstand, der Leute beobachtete, die die Neugier zu unsern Wagen gelockt hatte. Unter denselben zog vorzüglich ein Mann meine Aufmerksamkeit auf sich, der ein sehr kupfriges aufgedunstetes Gesicht, und eine so faule Miene hatte, als wenn er sagen wollte, das kann ich nicht.

Du wirst wohl, dachte ich, wenn die Steine mangelten, niemals sagen, da will ich mir welche machen!

Ich war begierig, diesen Mann genauer kennen zu lernen, und fragte ihm Verschiedenes, daß das Städtchen Aken betraf. Er war nicht im Stande, eine einzige Frage recht bestimmt zu beantworten. Seine gewöhnliche Antwort war: das weiß ich nicht,

nicht, das kann ich nicht sagen. Endlich, dachte ich, will ich dir doch einmal eine Frage vorlegen, die du mir gewiß gut beantworten wirst. Kann er mir denn nicht sagen, fragte ich ihn, wo man ein gutes Glas Brandewein haben kann? Auf einmal heiterte sich sein Gesichte auf, seine Augen wurden helle, und mit lächelnder Miene zeigte er mir die Straße, wo guter Brandewein zu haben wäre, nennte mir die verschiedenen Arten desselben, und den Preiß von jeder. Ich dankte ihm für gegebene Nachricht, und fuhr weiter, nach dem andern Thore zu.

Das war also einer von den Unglücklichen, die durch den häufigen Gebrauch des Brandeweins, sich den Gebrauch ihres Verstandes und ihrer Thätigkeit beraubt haben, und so untüchtig geworden sind, für sich und andere etwas zu thun.

Und solcher Unglücklichen, lieben Kinder, giebt es viele Tausend in der Welt. Da ich nun herzlich wünsche, daß kein einziger von meinen kleinen Lesern und Leserinnen unglücklich werden möchte, so kann ich nicht umhin, euch etwas vom Brandeweine zu sagen.

Für gewisse Menschen ist er ein wahres Gift. Wenn z. E. Kinder heimlich Brandewein trinken, oder Gelehrte und andere Personen, die viel sitzen, ihn, so lange sie keine ausserordentliche Bewegung haben,

haben, geniessen wollten, so würden sie sich bald um die Munterkeit ihres Verstandes, ihre Thätigkeit und Gesundheit, bringen. Sie würden bald fühlen, daß ihre Seelenkräfte stumpf, ihr ganzes Betragen träge und schläfrig, und ihre Brust nach und nach so angegriffen würde, daß daraus ein trockner Husten entstünde, der sich insgemein mit einer auszehrenden Krankheit zu endigen pflegt. Für Personen, die eine sitzende Lebensart führen, ist er auch um deswillen desto gefährlicher, weil sie sich am leichtesten an denselben gewöhnen; denn weil sie gemeiniglich bey dem Brandeweinglase sitzen bleiben, und Muse genug haben, dasselbe zu betrachten, so wird, durch den Anblick desselben, ihr Appetit immer von neuem gereizt, so daß sie unvermerkt die traurige Gewohnheit annehmen, eine immer stärkere Portion zu geniessen.

Für andere Personen hingegen, die starke Bewegung haben, und sich oft der Nässe aussetzen, z. E. Fuhrleute, Ackerleute, Postillions, oder Reisende, mag der Brandewein ein gesundes Getränke seyn. Und ich glaube wirklich, daß solche Personen, die in beständiger Bewegung sind, weit besser thun, wenn sie Brandewein, als wenn sie Kaffee trinken. Denn der Brandewein ist sogleich fertig, und in einem Augenblicke genossen, aber bey der Zu

bereis

bereitung und dem Genusse des Kaffee geht eine Stunde gar bald hin. Und der Verlust einer Stunde ist für einen arbeitsamen Menschen fürwahr kein geringer Verlust.

Für alle Menschen ist und bleibt aber doch dieses Getränk deswegen gefährlich, weil man sich gar zu leicht so stark daran gewöhnen kann, daß es hernach unentbehrlich wird. Es muß ein sehr großer Reiz darinne liegen, weil man gar zu viele Exempel hat, daß sich Menschen so stark daran gewöhnt haben, daß sie wirklich krank waren, wenn der Brandewein ihnen fehlte.

Wie traurig es mit einem solchen Menschen aussieht, kann ich euch nicht beschreiben. Wenn er auch der Schwindsucht entgeht, die fast immer der Lohn des starken Brandeweintrinken ist, so ist doch sein Leben äusserst freudenlos. Es kommt mit ihm bald so weit, daß er nichts mehr im Zusammenhange erzählen kann. Ehe er an den Schluß seiner Erzählung kommt, so hat er das vorhergehende vergessen, und weiß nicht, wie er fortfahren soll. Nach und nach verliehrt er alles Gefühl für die Freuden, die ihm Gott zugedacht hatte, und hat an nichts in der Welt mehr Vergnügen, als an der Brandeweinflasche.

So wird der Mensch, den Gott zum Engel bestimmt, den er deswegen in die Welt gesetzt hatte, daß er immer vollkommener werden, und Freude um sich verbreiten sollte, ein wahres Thier, das kein Vergnügen weiter kennt, als was seinen Gaumen kützelt. Ja er wird oft noch weit weniger als Thier; denn jedes Thier versorgt doch seine Jungen, aber durch den übermäßigen Gebrauch dieses Getränks kommt es mit vielen Menschen so weit, daß sie ihre eignen Kinder vergessen, sie wild und roh aufwachsen lassen, und das Geld, das sie auf ihren Unterhalt, Kleidung und Unterricht, hätten wenden sollen, in die Brandeweinshäuser tragen.

So kann der Mensch, durch gute Anwendung seiner Kräfte, sich den Engeln nähern, kann aber auch, durch die Ausschweifung seiner Lüste, bis unter das Thier sich erniedrigen.

Und nun, lieben Kinder, schließe ich euch in meine Arme, und frage euch, als euer Freund und Rathgeber: Wollt ihr euch lieber dem Engel oder dem Thiere nähern?

Wirklich! Ihr wollt alle lieber Engel als Thiere werden? nun so bitte ich euch, als euer Herzensfreund: hütet euch nicht nur vor starkem Getränke, sondern auch vor allem, was die Sinne stark kützelt,

und

und doch dem Leibe weiter keine Nahrung giebt. Denn wie leicht könntet ihr dadurch aus Unwissenheit euch dumm und kraftlos, und ganz untüchtig machen, selbst glücklich zu seyn, und anderer Glück zu befördern. Und dieß wollt ihr doch, meine Lieben, gewiß nicht!

Etwas von Juden.

Da ich eben im Begriffe war, weiter zu reisen, kam mir ein Wagen entgegen, in dem ein Frauenzimmer saß. So bald sie mich erblickte, rief sie mich bey Namen, fragte, wohin ich reiste? nach Halberstadt, war meine Antwort. Und Sie? wo reisen Sie hin? fragte ich: Nach Dessau, antwortete sie.

Da war nun herzliche Freude, daß wir hier so unvermuthet einander antrafen. Wir gaben einander die Hände, erkundigten uns, wie es zeither gegangen wäre? wie sich die Familien befunden hätten? wünschten alsdenn einander glückliche Reise, ich bestellte Empfehlungen nach Dessau, und sie nach Halberstadt. Und nun reiste jedes seinen Weg.

Könnt ihr wohl rathen, wer dieses Frauenzimmer gewesen ist? wir wollen es versuchen. Ihr habt die Erlaubniß zu fragen, und ich beantworte eure Frage entweder mit Ja oder Nein.

Fragt also, ich will antworten!

War sie aus Deutschland?

Ja.

Aus dem obersächsischen Kreise?

Nein.

Aus dem Niedersächsischen?

Ja.

Aus dem Preußischen?

Ja.

Aus dem Magdeburgischen?

Nein.

Aus dem Halberstädtischen?

Ja.

Aus Halberstadt selbst?

Ja.

War sie lutherisch?

Nein.

Reformirt?

Nein.

Katholisch?

Nein.

Griechisch?

Nein.

Socinisch?

Nein.

Na, Na, eine Naturalistin?

Nein.

Und was soll sie denn sonst gewesen seyn?

Ja, meine Lieben, es giebt gar viele Leute auf der Welt, die weder Christen noch Naturalisten sind.

Ach! nun weiß ich es, eine Türkin?

Wie kommen denn die Türken nach Halberstadt?

Eine Jüdin?

Getroffen! eine Jüdin! und da wohl wenige von euch Bekanntschaft unter den Halberstädtischen Juden haben, so will ich euch mit fernern Fragen verschonen. Sie war wirklich eine Jüdin aus Halberstadt. Vor einigen Monaten hatte sie ihre Tochter an den Sohn des Juden, mit dem ich immer zu handeln pflegte, verheyrathet, dieser hatte mich zur Hochzeit einladen lassen, und da hatte ich sie kennen lernen.

Ein Christ, sagt ihr, auf einer Judenhochzeit? und noch dazu ein Lehrer der Religion? das ist doch sonderbar!

Und warum denn sonderbar? Wenn unser Erlöser, JEsus, auf die Hochzeit eines ehrlichen Juden

wäre eingeladen worden, ists nicht wahr, er hätte die Einladung angenommen? Warum sollten es denn die nicht thun, die seine Lehre erklären und vortragen? Sind denn die Juden nicht Gottes Kinder? verehren sie nicht eben den Gott, den wir verehren?

Aber sie verehren doch Jesum nicht!

Freylich nicht. Wenn aber eure lieben Eltern Juden wären, würdet ihr da wohl Jesum verehren?

Schwerlich.

Gewiß nicht. Denn da jedes gute Kind die aufrichtigste Liebe und Hochachtung gegen seine Eltern hat, so glaubt es gern was sie ihm sagen. Wenn sie also versichern: die jüdische Religion allein ist wahr, so glauben sie es gern und werden Juden.

Aber die Juden sind doch sehr sonderbare Leute, essen kein Schweiuefleisch, keinen Hasenbraten, wer kann denn mit solchen Leuten umgehen?

Das ist freylich wahr. Und ich muß euch noch mehr sagen; sie essen und trinken fast gar nichts mit uns. Ich habe oft meine jüdischen Freunde, wenn sie zu mir kamen, gebeten, daß sie an meiner Mahlzeit Theil nehmen, oder wenigstens ein Glas Wein mit mir trinken sollten. Sie haben mich aber allezeit gebeten, daß ich sie mit solchen Zumu-

thungen verschonen sollte, weil ich wohl wüßte, daß ihnen ihr Gesetz dieß untersage. Das war mir freylich nicht lieb, aber böse konnte ich deswegen doch nicht auf sie seyn. Sie thaten ja weiter nichts, als was sie von ihren lieben Eltern gesehen und gehört hatten. Warum essen wir denn nicht auch Pferdefleisch, wie die Tartarn thun? ists nicht wahr, deswegen, weil unsere Eltern Abscheu gegen dasselbe bezeigt haben. Handeln wir also nicht eben so wie die Juden? Und wenn der Jude nicht mit mir essen und trinken will, darf ich denn deswegen nicht mit ihm essen und trinken?

Aber sie sind doch Betrüger?

Nein, meine Lieben, das gebe ich euch durchaus nicht zu. Ich habe so manchen braven Juden kennen lernen, den ich nie auf einer schlechten That antraf, der mir viele Beweise von Ehrlichkeit und Dienstwilligkeit gegeben hat. Und solche Leute sollten Betrüger seyn? das kann ich schlechterdings nicht zugeben. Daß es unter ihnen Betrüger giebt, leugne ich nicht. Ich selbst bin einigemal betrogen worden. Giebt es aber nicht auch Betrüger unter den Christen? seyd ihr nicht selbst bisweilen von ihnen betrogen worden? wäre es nun wohl recht, wenn ein Jude geradezu sagen wollte: die Christen sind Betrüger?

Das wäre nun freylich nicht recht. Man hat ja aber gar viele Exempel, daß die Juden gegen die Christen sehr tückisch und boshaft sind. Sie haben ja bisweilen die Brunnen vergiftet, Christenkinder ermordet, und ihr Blut getrunken.

Das ist alles erlogen, meine Lieben! das haben alles boshafte Christen erdacht. Und wenn nun Christen solche boshafte Verleumdungen den Juden nachsagen, wäre es da wohl Wunder, wenn mancher Jude tückisch und boshaft würde? Und wenn ihr nun an den Zoll denkt, den die Juden entrichten müssen —

Was denn für einen Zoll?

Davon wißt ihr noch nichts? In den mehresten deutschen Provinzen muß ein durchreisender Jude von seiner Person eben sowohl Zoll entrichten, wie Thiere, die zu Markte getrieben werden. Ich kenne Städte, wo ein Jude für jeden Tag, den er da leben will, einen Dukaten erlegen muß, ist dieß nicht traurig? wenn darüber mancher tückisch und boshaft würde, dürften wir uns wohl darüber wundern?

Man hat uns aber gesagt, sie wollten nicht arbeiten, sondern immer nur handeln, dadurch nähmen sie den Christen alle Nahrung weg. Deswegen

gen wird man ihnen wohl diesen Zoll auferlegt haben.

Das ist auch nicht ganz wahr, daß sie nicht arbeiten wollten. Sie können ja nicht arbeiten, weil man es ihnen nicht erlaubt.

Nicht erlaubt? das wäre ja sonderbar.

So ist es aber wirklich. In den wenigsten Ländern ist es ihnen erlaubt Handwerker zu erlernen. Wenn sie also dieselben nicht erlernen dürfen, so können sie ja dieselben auch nicht treiben, sie können ja also nicht arbeiten.

Nun das ist aber auch wirklich nicht recht.

Freylich ist es nicht recht. Es ist diese Art, die Juden zu behandeln, in den alten Zeiten eingeführt worden, da die Menschen noch hart und rauh waren, und nur nach und nach wird sie abgeändert werden können. Wir können dazu nicht viel beytragen, aber das wollen wir doch thun, daß, so oft wir einen Juden sehen, wir uns erinnern: das ist auch ein Kind meines Gottes, das ist auch mein Bruder; wollen sie deswegen nie beleidigen, sondern ihnen dienen, wo wir können. Da werden sie auch mehr Liebe zu uns bekommen, und mancher, der durch die Kränkungen, die er von den Christen erdulden mußte, gegen uns erbittert wur-

de, wird dadurch gebessert werden. Es ist nicht genug, daß wir eine bessere Religion haben, wir selbst müssen auch besser seyn.

Preußische Bemühungen, die Welt zu verschönern.

Von Aken aus kamen wir in eine Gegend, die uns nicht recht gefallen wollte. Es war da alles einförmig, und wenig Abwechslung. Aber bald fanden wir doch ein und das andere, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, daraus man schließen konnte, daß da herum Leute wohnten, die es sich angelegen seyn ließen, die Welt zu verschönern. Dergleichen thätige Leute findet man vorzüglich in den Preußischen Ländern. Denn da ihr großer König immer Anstalten macht, seine Länder zu verschönern, Moräste auszutrocknen, Sandwüsten in Gärten zu verwandeln, die entferntesten Ströme durch Kanäle miteinander zu verbinden, und immer mehrere nutzbare Bäume anpflanzen zu lassen, so wer-

werden viele seiner Unterthanen durch sein Exempel ermuntert, ihm nachzuahmen.

Da sahen wir z. E. ein großes Riet, das man angefangen hatte in Aecker einzutheilen, und mit allerhand nutzbaren Gewächsen und Bäumen zu bepflanzen. Das machte mir große Freude, und auch meinen Zöglingen, sobald ich ihnen den Unterschied zwischen einem Riete und einem ordentlich bebaueten Felde sagte.

Ihr wollt diesen Unterschied auch wissen? gut, so will ich ihn euch sagen, weil ich glaube, daß es euch auch Freude machen wird.

Seht, seit langen Zeiten ist es gebräuchlich, daß jede Gemeine ein sehr großes Stück Feld hat, das nicht besäet wird, von dem sie auch nichts erndet, sondern nur die Gräser darauf wachsen läßt, die die Natur von selbst hervor bringt. Auf diese Plätze läßt sie nun ihre Rinder und Schafe treiben, und nennt sie ein Riet.

Nun bedenkt aber einmal selbst, wie wenig Nutzen ein solches Riet einbringen muß. Es wird nicht umgeackert, nicht gedüngt, nicht besäet, kann also unmöglich so viel tragen, als ein Land, das der menschliche Fleiß bearbeitet. Und das wenige elende Gras, das darauf wächst, wird mehrentheils durch das Vieh zertreten. Denn da jedes Stück

Vieh, das darauf getrieben wird, vier Füße und nur einen Mund hat, so zertritt es mit seinen vier Füßen fast immer viermal mehr, als es mit seinem einzigen Munde genießt.

Ueberlegt ferner, wenn nun ein Riet, von ungefähr hundert Morgen, umgeackert, und mit Klee oder andern Futtergräsern besäet würde, wie viel es alsdenn wohl einbringen müßte! Ich gebe es euch als eine kleine Uebung im Nachdenken und im Rechnen auf.

Vor der Hand will ich euch aber sagen, daß nach meiner Berechnung ein Morgen Land, das, so lange es Riet ist, etwa vier Groschen einbringt, wenigstens einen Louis d'or einträgt, sobald es durch menschlichen Fleiß ordentlich bearbeitet wird.

Darüber werdet ihr erstaunen, und sagen, wie können denn aber die Leute so unverständig seyn, und —

Da muß ich euch aber wieder sagen, daß alte Herkommen sich so leicht nicht abändern lassen. Wenn man etwas von seinem Vater und Großvater gesehen hat, so glaubt man leicht, es müsse so seyn. Ueberdieß kommt es bey Abschaffung der Riete nicht auf einen Mann, sondern auf die ganze Gemeine an. Wie schwer mag es nun wohl seyn, so vielerley Köpfe dahin zu bringen, daß sie

sich über eine Sache vereinigen! Sie wenden immer ein, daß durch eine solche Aenderung ihr Vieh seine Weide verliehre. Und wenn man ihnen gleich sagt, daß sie das Riet mit allerhand Arten von Klee besäen könnten, daß sie alsdenn zehnmal mehr Futter bekämen, daß das Vieh im Stalle könne gefüttert werden, daß es alsdenn ungleich mehr Milch und Butter geben, und ihnen der Dung, der sonst umher getragen wird, fein beysammen bliebe, so, daß sie in den Stand kämen, ihre übrigen Aecker damit zu düngen, so haben sie doch immer noch allerley dagegen einzuwenden.

Das beste Mittel, den Landmann von den Fehlern abzubringen, die er nach und nach bey dem Akkerbau angenommen hat, ist wohl dieses, daß Adeliche oder andere Personen, die Landgüter besitzen, anfiengen, ihre eignen Aecker auf eine bessere Art zu bearbeiten. Da kommen denn die guten Landleute, sehen zu, schütteln erst die Köpfe, hernach aber, wenn sie sehen, daß die besser bearbeiteten Aecker wirklich weit mehr einbringen, fangen sie nach und nach an, es nachzuthun.

Vermuthlich habe ich einige unter meinen kleinen Lesern und Leserinnen, die künftig einmal Landgüter besitzen werden. Wenn sie nun fein aufmerksam auf die Landwirthschaft sind, so werden sie einmal

mal nicht nur ihre eignen Güter verbessern, sondern auch den armen Landleuten, die um sie her wohnen, bey ihrem Ackerbau, gar vieles lehren können.

Noch ein Exempel von den Preußischen Bemühungen, die Welt zu verschönern, trafen wir an, da wir etwas weiter reisten. Wir sahen nämlich, daß die Wege mit einer Art von Bäumen besetzt waren, die sehr nutzbar sind. Ihre Früchte bringen zwar wenig ein, weil man sie gewöhnlich nicht genießt, auch ist mir nicht bekannt, daß ihr Holz zu etwas andern, als zum Verbrennen, gebraucht würde, desto mehr Vortheil zieht man aber von ihren Blättern. Kinder, die wissen was sie damit anfangen sollen, können sich damit nicht nur vieles Vergnügen machen, sondern auch manchen Thaler gewinnen. Was das wohl für Bäume gewesen seyn mögen!

Unterdessen kamen wir auch auf Plätze, wo diese Bäume nach und nach wieder ausgegangen, und keine neuen gesetzt worden waren. Daraus schlossen wir nun, daß da gute Anstalten wären, daß aber die Ausführung derselben einem etwas nachläßigen Manne müsse übertragen seyn.

Brücken

Brücken ohne Wasser, und Wasser ohne Brücken.

Bald kamen wir an einige sehr schöne steinerne Brücken und — fuhren neben denselben weg. Denn unter diesen Brücken war auch nicht ein Tropfen Wasser zu sehen, und wir fuhren wirklich weit bequemer, wenn wir neben denselben, als wenn wir über dieselben, fuhren. Denn neben denselben war gerader gebahnter Weg, wollte man aber über sie, so gieng es doch etwas bergauf.

Da schüttelten nun meine Zöglinge die Köpfe, und meynten, es wäre doch närrisch, daß man da so theure Brücken, ohne Noth, aufgeführt hätte. Ich lächelte und schwieg. Wir fuhren noch etwas weiter, und kamen an die Saale. Wir sahen uns nach einer Brücke um, und konnten keine finden, ob gleich der Fahrweg gerade auf die Saale zu führte.

Das ist doch sonderbar, sagte ich, über das trokne Land sind so schöne Brücken geführt, und dem Fluße mangeln sie. Scheint es doch gar, als wenn der Fluß sich verrückt hätte.

Ferdinand und Moritz lächelten, und wollten es nicht glauben.

Aber

Aber wenn dieses nicht ist, fragte ich weiter, so möchte ich doch wissen, warum man über das trokne Land Brücken geführt hätte?

Nach einigem Besinnen fielen sie darauf, es möchte wohl deswegen geschehen seyn, weil die Saale bisweilen austräte, und die umliegende Gegend überschwemmte. Ich gab ihnen Recht, und wir stimmten alle darinne überein, daß es doch gut sey, wenn man bald auf die zu besorgenden Unglücksfälle sich geschickt mache, indem es hernach zu spät sey, wenn das Unglück einträte; wenn man nicht im troknen Wetter Brücken bauete, so müsse man es sich gefallen lassen, wenn bey eintretenden Ueberschwemmungen die Straßen ungangbar würden; und wenn man nicht bald sich mit Feuersprützen versorge, so wäre auch kein Mittel da, das Haus zu retten, wenn es von der Flamme ergriffen würde.

Unser Wagen stund nun an der Saale, und wir sahen keine Brücke. Demohngeachtet waren wir in wenigen Minuten über dieselbe. Vielleicht glaubt ihr, wir wären durch dieselbe gefahren? das war unmöglich: denn die Saale ist schon ein ziemlich großer Fluß, der an vielen Orten schiffbar ist. Oder wir hätten noch eine Brücke entdeckt? ich versichere, daß in dieser ganzen Gegend keine Brükke zu finden ist. Im Luftschiffe segelten wir auch

nicht

nicht über, denn dieß war noch nicht zu Stande, ob ich gleich ganz gewiß glaube, daß es zu seiner Zeit zu Stande kommen wird.

Kutz, wir wurden auf einer Fähre über die Saale gesetzt.

Von dieser Fähre muß ich euch doch eine kleine Beschreibung machen. Es ist ein Kahn, der aber eine solche Größe hat, daß ein Wagen sehr bequem in denselben fahren und Platz haben kann. Wir fuhren mit unserm Wagen in denselben ein. Sobald dieses geschehen war, knüpfte der Fährmann einen Strick an ein dickes Seil, welches von einem Ufer der Saale an das andere gezogen, und an jedem befestigt war. Diesen Strick legte er über seine Schultern, hielt mit beyden Händen fest, stemmte sich aus allen Kräften dagegen, und arbeitete alsdenn mit den Füßen so lange, bis er die Fähre zurück getreten, und bis an das Ende derselben gekommen war. War er bis dorthin, so machte er seinen Strick wieder los, gieng zurück, bis an das andere Ende. Da knüpfte er ihn wieder an das Seil, fieng die vorige Bewegung wieder an, und trieb so, durch die Kraft seiner Schultern und Füße, die Fähre bis an das andere Ufer, wo wir ausstiegen, und mit Vergnügen das Fährgeld bezahlten.

Denn

Denn wir waren nun nicht nur glücklich über die Saale gekommen, sondern wir hatten auch, während unserer Ueberfahrt, manche gute Anmerkung gemacht, die wohl die wenigen Groschen werth war, die wir für das Fährgeld hatten bezahlen müssen.

So hatten wir, z. E. angemerkt, wie sehr das Auge uns betrügen könne. Wenn wir auf das Seil sahen, welches über die Saale gezogen war, so kam es uns allen vor, als wenn es mit der größten Geschwindigkeit fortliefe, und die Fähre stille stünde. Wir hätten es auch wirklich geglaubt, wenn wir uns nicht umgesehen, und gar deutlich bemerkt hätten, daß wir uns von dem einen Ufer immer mehr entfernten, und dem andern mehr näherten.

Etwas ähnliches könnt ihr sehen, wenn ihr in einem bedeckten Wagen fahrt, und die Augen auf die Bäume richtet, die an der Seite stehen. Da wird es euch bald vorkommen, als wenn der Wagen stille stünde, und die Bäume fortliefen. Da seht ihr also, daß man den Augen nicht immer trauen darf.

Es ist mir sonst auch so vorgekommen, als wenn die Sonne fortliefe und die Erde stille stünde. Seitdem ich aber dergleichen Anmerkungen gemacht habe, ist es mir doch auch eingefallen, ob es nicht möglich

möglich sey, daß die Erde sich bewege und die Sonne stille stehe! was meynt ihr dazu?

Auch hatten wir da wieder ein Exempel von der Stärke des menschlichen Verstandes, der durch sein Nachdenken sich aus allen Verlegenheiten zu helfen weiß, und es auch möglich machen kann, mit Pferden und Wagen, ohne Brücke, über einen grossen Strom zu kommen. Das befestigte uns in unserm Vorsatze, den wir schon oft gefaßt haben, daß wir nicht gleich für unmöglich halten wollen, was wir nicht einsehen und ausführen können. Denn wenn ich und der, und hundert oder tausend andere Menschen etwas nicht können, folgt denn daraus, daß es gar niemand könne?

Ankunft in einer neuen Welt.

Diese Ueberschrift scheint manchem von euch lächerlich, ists nicht wahr? Manches denkt wohl, wo soll denn jenseits der Saale die neue Welt herkommen? thut doch der Reisebeschreiber, als wenn er über das Weltmeer geschifft wäre.

Aber

Aber ich versichere euch, lieben Kleinen, man braucht eben nicht über das Weltmeer zu schiffen, um eine neue Welt zu finden. Wenn man nur die Augen und Ohren recht aufthut, und auf das merket, was man sieht und hört, so findet man allenthalben eine neue Welt. Bey der Ueberfahrt über jeden Fluß, bey jeder Station, die man zurück legt, trifft man andern Boden, andere Gewächse, andere Menschen und Sitten und Mundarten an, so daß es ist, als wenn man in eine neue Welt käme.

Gleich bey dem Antritte auf das andere Ufer der Saale bemerkte ich, daß ich mich auf einem ganz andern Boden befände. Es war da alles fruchtbarer, und ich weidete meine Augen an dem frischen Wuchse, der an allen Pflanzen, Büschen und Bäumen, sichtbar war. Denn die Gegenden, die wir zeither durchreist hatten, waren sandicht, diese bestunden aber aus einer fetten und schwarzen Erde. Auch die Menschen, die uns nach und nach begegneten, kamen mir mehrentheils ganz anders vor. Ich bemerkte es gar bald, und fragte meine Zöglinge, ob sie keinen Unterschied unter den hiesigen Landesbewohnern und unter denen bemerkten, die sie im Dessauischen gesehen hätten?

Ja, sagte der eine, sie sind nicht so lang — und nicht so mager, sagte der ander, und haben meh-

mehrentheils schwärzliche Augen, setzte ich noch hinzu.

Wirklich ist dieser Unterschied auffallend. Im Dessauischen sind die mehresten Inwohner lang und sehr schlank gewachsen, so daß ich, wenn ich bisweilen in einer Gesellschaft ächter Dessauer mich befand, wie ein Knabe unter ihnen stund. Ihr Gesichte ist mehrentheils hager, und ihre Augen sind entweder ganz schwarz, oder blau mit weissen Augenbraunen. Im Magdeburgischen hingegen, sind die Inwohner mehr kurz und untersetzt, haben ein fleischiges, rundes, frisches Gesicht und schwärzliche Augen. Wir erinnerten uns hierbey auch, daß wir bey unsern Reisen durch Sachsen bemerkt hatten, daß die dortigen Inwohner mehrentheils untersetzt wären, ein fleischiges Gesicht, eine frische Farbe, blaue Augen, und weisse Augenbraunen hätten.

Aber, sagt ihr, ich habe doch den und den, und jenen gesehen, bey denen dieß nicht eintrifft.

Kann alles wohl seyn, lieben Kinder. Ich habe nicht gesagt, daß alle Dessauer und alle Magdeburger, und alle Sachsen so aussehen, wie ich sie hier beschrieben habe, sondern habe es nur von dem größten Theile behauptet. Denn in Dessau wohnen viele, die aus Sachsen, und in Sachsen viele,

die aus dem Magdeburgischen herstammen. Wohnten die Magdeburger, Dessauer und Sachsen, stets für sich und nähmen keinen Fremden auf, so würde der Unterschied gewiß noch weit sichtbarer seyn. Wenn ihr aber in diese Gegenden kommt, und die Augen nur recht aufthut, so werdet ihr doch zugeben müssen, daß von dem größern Theile gelte, was ich gesagt habe.

Woher nun dieser Unterschied wohl kommen mag? das kann ich selbst nicht recht sagen. Ihr könnt aber daraus sehen, daß in der Natur gar vieles ist, was man noch nicht recht erklären kann. Und dieß muß eure Begierde reizen, auf die Natur immer aufmerksamer zu seyn. Denn wenn ihr einmal die Ursache von dem Unterschiede der Bildung der Inwohner verschiedner Provinzen, oder sonst etwas merkwürdiges, entdecken könntet — bedenkt einmal, was euch das für Freude machen müßte!

Selbst die Mundart unterschied sich hierum schon von der Mundart der Menschen, die im Dessauischen wohnen. Je weiter wir reisten, desto mehrere Leute trafen wir an, die platt sprachen. Und ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie sonderbar es klingt, wenn man einen Plattdeutschen das erstemal sprechen hört. Man weis anfänglich wirklich nicht, ob man einen Pohlen oder Russen

spre=

sprechen höre, und meine Zöglinge machten gewaltig große Augen, da ich einen Bauer, der uns begegnete, anredete, und er mir platt antwortete.

Wenn ihr z. E. die ihr noch nie plattdeutsch sprechen hörtet, in ein Wirthshaus kämet, wo der Wirth zu seinem Knechte sagte: Sta von den Staul op! Tå de Schau an! trif die Pere un de Ossen in! und der Knecht antwortete: Ik hebbet deton. Würdet ihr wohl gleich wissen, was diese Leute haben wollten?

Und wenn diese Leute in eure Provinz kämen, und hörten eure Landleute sprechen, so würde ihnen ihre Sprache eben so unverständlich seyn. Denn die Landleute jeder Provinz haben ihre eigne Mundart, die andern schwer zu verstehen ist.

Ihr thut daher sehr wohl, wenn ihr euch hütet, die Mundart eurer Landleute und anderer Personen vom niedrigen Stande anzunehmen; sondern euch vielmehr einer reinen guten Aussprache befleißigt, so, wie ihr sie in unsern deutschen Schriftstellern findet. Dann mögt ihr mit Sachsen oder Schwaben, Westphalen oder Franken sprechen, sie werden euch alle verstehen, und wegen eurer Aussprache schon vermuthen, daß ihr zu gut gesitteten Kindern gehört, von denen man keine Ungezogenheiten so leicht besorgen darf.

Unsere Mittagsmahlzeit nahmen wir in Kalbe, einem kleinen preußischen Städtchen, ein. Wir giengen in demselben umher, und sahen uns um, weil wir aber nicht Zeit genug hatten, alles recht genau anzusehen, und uns mit den Inwohnern des Orts bekannt zu machen, so fanden wir hier wenig merkwürdiges. Nur die Aussicht auf die Saale, an deren Ufer das Städtchen erbauet ist, reizte uns ungemein, und bewog uns eine Zeitlang daselbst zu verweilen.

Von hier reisten wir weiter nach Egeln zu, wo wir unser erstes Nachtquartier zu halten uns vorgenommen hatten.

Je näher wir diesem Städtchen kamen, desto anmuthiger wurde die Gegend. Auf der einen Seite war sehr fruchtbares Ackerfeld, und auf der andern ein unübersehbares Thal, das aus lauter Wiesen bestund, die durch einen Wald umzogen waren.

Dieser Wald war von ganz anderer Art, als die wir zeither gesehen hatten. Diese waren entweder auf Bergen, oder in sandigen Ebenen, jener hingegen lag in einem Thale, das einen fetten Boden hatte, und durch das Austreten des kleinen Flusses, der sich durch dasselbe schlängelte, von Zeit zu Zeit getränkt wurde. Daher wuchs darinne alles ausserordentlich frisch. Und ich kann euch den Un-

terschied

terschied unter diesen und andern Wäldern nicht anders begreiflich machen, als wenn ich sage, es war unter denselben ein Unterschied, wie unter einem Saatfelde das fetten, und einem andern, das magern, schlecht zubereiteten, Boden hat. Jemand aus unserer Gesellschaft wurde durch diese Aussichten so gerührt, daß es anstimmte:

Süße heilige Natur
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand,
Wie das Kind, am Gängelband!

Wir alle stimmten bey, und waren sehr gerührt. Denn wer sollte nicht gerührt werden, wenn er sieht, wie viele Anstalten sein guter Vater gemacht hat, um ihm sein Leben recht angenehm zu machen.

Ein Paar Exempel von Gefälligkeit und Ungefälligkeit.

Mit diesen angenehmen Empfindungen reisten wir noch einige Zeit, dann erblickten wir das Städtchen Egeln. Dieser Anblick verursachte bey der

ganzen Reisegesellschaft große Freude, die sich bey meinen Kleinen durch Jauchzen und Händeklopfen ausdrückte.

Wir hatten es auch Ursache, weil wir wußten, daß unserer eine Familie warte, gegen die wir schon lange die größte Hochachtung und Liebe getragen hatten. Dieß ist die Familie des Herrn von Puttkammer, die ihr vorzüglichstes Geschäfte darinne setzt, sich untereinander glücklich zu machen, und die Glückseligkeit, die sie genießt, so weit als möglich, über andere auszubreiten.

Wir kamen nun bey ihnen an, und freueten uns, daß wir sie alle gesund und vergnügt antrafen. Beynahe wurden wir aber beschämt, da wir bemerkten, wie viele Anstalten waren gemacht worden, uns den Aufenthalt in Egeln recht angenehm zu machen. Ich darf sie euch nicht alle erzählen, weil ich sonst die Bescheidenheit dieser liebenswürdigen Familie beleidigen würde. Aber einen Umstand kann ich doch unmöglich mit Stillschweigen übergehen. Ich hatte in meinen Gesprächen, die ich bisweilen mit dem Herrn von Puttkammer, seiner würdigen Gemahlin und seiner würdigen Frau Schwester, der Frau Majorin von Unruh, geführet hatte, eine besondere Hochachtung gegen den Herrn Rektor Funk in Magdeburg, und Neigung, ihn von Person kennen

nen zu lernen, merken lassen. Was geschahe nun? Da wir recht innig vergnügt in dieser Familie saßen, trat unvermuthet ein Fremder in die Stube. Wir waren betreten, weil wir besorgten, daß es ein Besuch wäre, der die Vertraulichkeit unserer Gespräche unterbrechen würde. Da ich mich aber bey unserm lieben Wirthe nach dem Namen des Fremden erkundigte, sagte er lächelnd, es ist der Herr Rektor Funk von Magdeburg!

Stellt euch nun die Freude vor, die ich empfand, da ich so unvermuthet den lieben Mann vor mir sahe, der durch seine schönen geistreichen Lieder, mir und meiner Familie, manche selige Stunde verschaft, und mich oft bis zum Thränen gerührt hatte. Ich stürzte in seine Arme, und drückte ihm durch herzliche Küsse das Gefühl meiner Dankbarkeit aus.

Seht, meine Lieben, das heist Gefälligkeit, wenn man seines Freundes Wünsche erforscht, und sie unvermuthet zu erfüllen sucht. Wenn alle Menschen so gefällig wären, denkt einmal, was die Welt für ein Himmel seyn, wie wohl man sich auf derselben befinden würde! Denn nicht nur der genießt Freude, der Gefälligkeit empfängt, sondern auch der, der gefällig ist. Fragt einmal selbst euer Herz! möchte nicht jeder von euch die Freude gehabt ha-

ben, mir den lieben Rektor Funk, nach den ich mich so lange gesehnt hatte, zuzuführen?

Aber leider! sind nicht alle Menschen so gefällig. Es giebt vielmehr solche, die für ihren Nebenmenschen keinen Tritt thun, der nicht mit baarem Gelde bezahlt wird. Ich sage euch dieses nicht gern, ganz kann ich es aber doch nicht verschweigen, weil ihr es doch, über lang oder kurz, selbst erfahren werdet.

Ich hatte dem Frauenzimmer, das zeither unsere Begleiterin gewesen war, versprochen, sie in meinem Wagen nach Magdeburg bringen zu lassen. Folglich mußte ich auch nun Anstalten machen, mein Versprechen zu erfüllen. Deswegen gieng ich zu den Kutscher, und sagte ihm: er solle sich bereit halten, morgen nach Magdeburg zu fahren. Ey, war seine Antwort, das lasse ich wohl bleiben; ich habe versprochen nach Egeln zu fahren, und nicht nach Magdeburg.

J. Aber ich habe ja sein Geschirr auf acht Tage gemiethet. Diese Zeit über ist es meine, und ich kann damit fahren, wohin ich will.

K. Das wäre mir eben recht. Ich fahre nicht von der Stelle.

J. So? und meine Absicht ist, noch nach Halberstadt und Quedlinburg zu reisen —

R. Ey, gehorsamer Diener! Da könnte ich ja meine Pferde hinrichten.

J. Also hat er wohl geglaubt, daß ich seine Pferde auf acht Tage gemiethet habe, daß sie ausruhen und sich ausfüttern sollten.

R. Das Reden hilft nun alles nichts. Ich fahre nicht von der Stelle. Für das Geld, das sie mir bezahlen, kann man sich nicht auf der Straße acht Tage lang herum schlagen.

J. So ist also das Geld, das ich ihm versprochen habe, zu wenig? Warum hat er mir dieß nicht in Dessau gesagt? wie viel soll ich ihm zulegen?

R. Ein Wort so gut als zehne! ich fahre nicht weiter.

Stellt euch nun die Verlegenheit vor, in der ich mich befand! alle mein Absichten, alle Freuden meiner Reisegesellschaft, sollten nun mit einmal, durch die Ungefälligkeit dieses Menschen, vereitelt werden. Ich verließ ihn mit Unwillen, und gieng bey Seite, um zu überlegen, was ich zu thun hätte.

Itzo fiel es mir ein. Dieser Mensch, dachte ich, ist einer von der Art, die durch keine gelinde Vorstellungen sich lenken läßt, sondern immer mehr Widersetzlichkeit bezeigt, je sanfter man sie behandelt. Du mußt gegen ihn dich hart stellen.

Gedacht, gethan! Ich gieng wieder in den Gasthof, und gab mir Unterwegs alle Mühe, ein ganz erschrecklich böses Gesichte anzunehmen. Bey meinem Eintritte in den Gasthof sahe ich ihn an der Seite sitzen, that aber nicht, als wenn ich ihn bemerkte, sondern fragte die Magd sehr heftig: wo ist der Mensch, der mich hieher gebracht hat?

K. Da bin ich.

J. Daß ihr es wißt, morgen fahrt ihr wieder nach Dessau.

K. Je, das kann ich wohl. Wie stehts denn aber mit meinem Fuhrlohne?

J. Mit dem Fuhrlohne? ihr wollt auch noch Fuhrlohn dafür haben, daß ihr mich hier sitzen laßt, und mich nöthigt, fremd Geschirr mit schweren Kosten zu miethen? Nicht einen Groschen, nicht einen Pfennig, gar nichts sollt ihr haben.

K. Das wäre der Henker!

J. Und dabey bleibt es unabänderlich! Ich glaube, ihr haltet mich für ein klein Kind, mit dem man nach Gefallen handeln kann! Wenn ihr Geld haben wollt, so könnt ihr mich verklagen: Und da sollt ihr nichts haben, darauf könnt ihr euch verlassen. Und wenn es mich zwey Hundert Thaler kosten sollte, so setze ich sie dran. Denn ich bin gut, wenn aber die Leute so ungefällig sind, als ihr seyd, so

gebe

gebe ich auch nicht nach, es mag kosten was es will.

R. So hören sie doch nur! wie wäre es denn?

J. Kein Wort mehr!

R. Sie werden doch —

J. Nichts, gar nichts, es ist nun alles aus, morgen fahrt ihr nach Dessau.

R. Nur noch ein Wort!

J. Auch nicht ein Wort mehr!

So gieng ich trotzig fort, und freuete mich schon voraus auf die gute Wirkung, die meine Rede thun würde.

Als ich wieder zu meinem lieben Wirth zurück kam, hatte mir dieser schon einen neuen Beweis seiner Gefälligkeit gegeben. Ich hatte ihm bey meinem Weggehen etwas von dem Verdruße merken lassen, den mir mein Kutscher verursachte, und schon hatte er Anstalten gemacht, denselben zu entfernen. Bald brachte er mir die Nachricht, daß ein Fuhrwerk bestellt sey, welches das Frauenzimmer, das uns begleitete, nach Magdeburg bringen sollte. Auch machte er mir Hofnung zu einem Fuhrwerke, das uns nach Halberstadt führen könnte.

Das letztere, dachte ich, wird wohl nicht nöthig seyn. Der Erfolg bewies, daß ich mich nicht geirrt

hatte.

hatte. Nach ohngefehr einer halben Stunde wurde ich von der Gesellschaft abgerufen, und da ich aus dem Zimmer trat, stund mein Fuhrmann da.

Was giebts? fragte ich heftig.

Ich wollte mich nur erkundigen, war seine Antwort, ob sie etwas nach Dessau zu bestellen hätten?

Nichts, gar nichts, sagte ich, wendete mich von ihm, und gieng wieder zur Gesellschaft.

Nach einer Viertelstunde ließ er mich wieder abrufen, und fragte, ob ich nicht so gut seyn, und ihm den Zoll und das Pflastergeld geben wollte, das er auf der Rückreise zahlen müßte.

Ey, sagte ich, so zornig, als es mir nur möglich war; was geht mich denn sein Zoll und sein Pflastergeld an? wenn er für sich spatzieren fährt, so kann er auch Zoll und Pflastergeld zahlen. Und nun gieng ich wieder trotzig in die Stube.

Endlich kam er nach einer halben Stunde wieder, und sagte: er wüßte gar nicht, warum ich so erstaunlich böse wäre: er hätte es ja gar nicht so gemeynt, er wollte mich ja gern fahren, so weit ich nur wollte u. s. w.

Da ich nun meine Absicht erreicht hatte, legte ich nach und nach mein ungestümmes Wesen, das so mein Ernst gar nicht gewesen war, wieder ab,

gab ihm noch einige gute Lehren, und sagte ihm die Marschrute, die ich zu nehmen gedächte. Von dieser Stunde an betrug er sich so, daß ich nicht die geringste Klage über ihn hatte. Ja bey der Zurückreise nach Dessau bat er mich sogar um Verzeihung, wegen seiner Uebereilung.

Ich habe sie ihm auch von ganzem Herzen verziehen. Denn warum sollte ich sie ihm nicht verzeihen? Vermuthlich war die Erziehung, die er genoß, fehlerhaft, er wurde gewöhnt, nur durch Strenge, nicht durch vernünftige Vorstellungen, sich lenken zu lassen. Und daß er keine bessere Erziehung hatte, dazu konnte er ja nichts. Ich würde die ganze Sache auch mit Stillschweigen übergangen haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß es um euretwillen nöthig sey, davon zu reden. Ich weis, daß unter euch viel gute und sanfte Kinder sind, die gern glauben, daß alle Menschen so gut und so sanft wären, als sie selbst. Dieserwegen muß ich es sagen, daß es noch hier und da rauhe und ungefällige Menschen gebe, damit es sie nicht zu sehr befremde, wenn sie etwa, über lang oder kurz, von dieser Art Leute Kränkungen erfahren sollten.

Gut ist es aber, daß noch redliche, freundschaftliche und gefällige Menschen in der Welt wohnen, in deren Umgange man leicht empfangene Kränkungen

gen vergessen kann. Ich wenigstens vergaß allen Verdruß, sobald ich in das Zimmer wieder trat, wo so viele gute Menschen versammlet waren, davon jeder sich bemühete, dem andern das Leben so angenehm als möglich zu machen. Jedes öfnete sein Herz der Freude, jedes ließ sich angelegen seyn, sein Theil zur Vergrößerung der gemeinschaftlichen Freude, durch freundschaftlichen Scherz und unterhaltende Erzählungen, beyzutragen, bis die Anwandlung des Schlafs uns nöthigte, uns zu trennen und unser Ruhelager zu suchen.

Eine Morgenandacht.

Nachdem wir unsere Kräfte durch einen sanften Schlaf gestärkt hatten, versammleten wir uns wieder in dem Zimmer, das unser gütiger Wirth dem gesellschaftlichen Umgange gewidmet hatte, boten einander einen recht freundlichen guten Morgen, und freueten uns, daß wir einander alle so gesund wieder antrafen.

Die:

Dieser freundliche gute Morgen machte jedes von uns noch heiterer. Denn, meine Lieben, ein freundlicher guter Morgen, den wir andern bieten, und von andern geboten bekommen, ist gar eine schöne Sache, und labt oft mehr als ein erkünstelter schöner Morgentrank. Eine Familie, wo es Sitte ist, daß jedes Mitglied dem andern recht freundlich einen guten Morgen wünscht, ist schon um deswillen ziemlich glücklich. Wenn auch manches voll Unmuth und mit einem Gesichte voll Runzeln aus seinem Schlafzimmer tritt, so hellt sich doch leicht Herz und Gesicht auf, wenn ein anderes freundschaftlich seine Hand faßt, und mit lächelnder Miene sagt: Guten Morgen! Wenn hingegen eines dem andern mürrisch entgegen kommt, und so trotzig guten Morgen spricht, daß man es gleich merkt, daß das Herz davon nichts weis, dann sieht es traurig aus, und man kann aus solchen unfreundlichen guten Morgen mit ziemlicher Gewißheit voraus sagen, daß, nach Verlauf einer Viertelstunde, ein allgemeines Misvergnügen in der Familie herrschen werde. Denn wie der gute Morgen klingt, den eines dem andern bietet, so klingt auch insgemein der Dank, der darauf erfolgt, so sind auch die Unterredungen, die darauf folgen. Kann daraus wohl viel Gutes entstehen?

Wenn ich daher aus meinem Schlafzimmer komme, bin bisweilen traurig und unmuthig, wenn die Geschäfte, die meiner warten, so mannichfaltig sind, daß meine Kräfte dazu nicht hinzureichen scheinen, und es kommt mir nur eines meiner Kinder mit recht freundlichem Gesichte entgegen, drückt meine Hand, wünscht mir einen guten Morgen, bietet mir einen Kuß an, da drücke ich es recht fest an meine Brust, küsse es, und werde aufgeheitert. Dieß fällt aber freylich weg, wenn meine Kinder bisweilen mir mit unfreundlichem Gesichte entgegen kommen, und einen guten Morgen wünschen, der gerade so klingt, wie ihr Gesicht aussieht.

Gute Kinder können daher schon durch die Art, mit welcher sie einander einen guten Morgen wünschen, ungemein viel Gutes stiften. Wenn sie ihren lieben Eltern mit liebreichem Gesichte und ofnen Armen, bey dem Antritte jedes Tags, entgegen kommen, so können sie ihnen eine Erfrischung reichen, die sie den ganzen Tag bey ihren Arbeiten und Sorgen stärkt. Wenn diese ein gleiches gegen ihre Geschwister thun, so werden sie dadurch zur Gefälligkeit ermuntert. Ja noch mehr, gute Kinder, wenn sie des Morgens ausgehen, und zu jeden Handwerksmanne, den sie in seiner Werkstatt arbeiten sehen, zu jedem Ackermanne, der auszieht, um

Brod

Brod für uns alle beyzuschaffen, zu jeden armen Taglöhner, zu jeden Menschen, der ihnen begegnet, recht herzlich und liebreich sagen: guten Morgen! kann er damit sehr viele Freude anrichten. Wenn auch viele sich so sehr in ihre Geschäfte und Sorgen verwickelt haben, daß sie den guten Morgen, der ihnen gewünscht wird, nicht fühlen, so kommt doch wenigstens einer und der andere, der darauf merkt, und dadurch aufgeheitert wird. Mir wenigstens hat noch niemand umsonst freundlich einen guten Morgen gewünscht. Ich bin jederzeit dadurch aufgeheitert und zu meinen Arbeiten gestärkt worden.

Dieser Segenswunsch, wenn er aus redlichem Herzen kommt, ist eine wahre Morgenandacht. Es ist ja eben so gut, als wenn man andern zuriefe: Ich freue mich, mein Lieber, daß du die Gefahren der Nacht überwunden hast, und zu einem neuen Leben erwacht bist. Gott stärke dich bey deinen Arbeiten, die heute deiner warten! Sollte das nicht dem lieben Gott gefallen, wenn seine Kinder so verträglich untereinander leben, und einander so vieles Gutes wünschen?

Lieben Kinder! Wir sind zum Theil arm, und können mit Gelde andern nicht so viel helfen als wir gern wollten, den wenigsten Bekümmerten

 mit

ist auch mit Gelde geholfen. Aber freundlich andern einen guten Morgen zu wünschen, das können wir ja alle, und können damit oft größere Freude, als mit Geschenken anrichten. Wie wäre es also, wenn wir es uns recht fest vornähmen, daß wir von nun an allen, die uns des Morgens begegneten, recht freundlich einen guten Morgen wünschen wollten?

Nun wurden mancherley freundschaftliche Gespräche angestellt. Jedes suchte sich einen Gesellschafter aus, mit dem es sich unterhielt.

Auf einmal aber wurde jede besondere Unterhaltung unterbrochen, und eine allgemeine Unterhaltung angestellt. Unser lieber Rektor Funk trat an das Klavier, und spielte. Sogleich versammlete sich alles um ihn. Er glaubte, daß es itzo Zeit sey, etwas Gutes zu stiften, und fieng einige sehr rührende Lieder an. Sogleich sang alles mit, was singen konnte, und alles, was mitsang, wurde gerührt. Das gute Exempel wurde bald nachgeahmt. Sobald unser guter Rektor Funk das Klavier verließ, trat die Frau von Putkammer an seine Stelle ein, und spielte fort.

Bey dieser Gelegenheit muß ich euch sagen, lieben Kinder, daß ein Morgenlied, das eine Gesellschaft gemeinschaftlich anstimmt, in demselben ihrem

Vater

Vater im Himmel für das Gute dankt, das sie von ihm genossen hat, und seinen Segen zu den Geschäften des bevorstehenden Tags sich erbittet, auch eine ungemein gute Wirkung habe. Das Herz wird frölich, wenn es sich erinnert, daß ein guter Gott lebe, der sein Glück besorgt, und man geht noch einmal so frisch an seine Arbeit, wenn man sich zuvor den Segen Gottes dazu erbeten hat.

Deswegen bin ich schon lange am liebsten in den Morgenbetstunden gewesen. Wann ich, zu der Zeit, da ich noch Prediger in Erfurt war, in meine Schule kam, und gegen hundert Kinder, die meiner Aufsicht anvertrauet waren, mir entgegen sangen:

Dank sey Gott in der Höhe,
In dieser Morgenstund!
Durch den ich itzt aufstehe
Vom Schlaf, frisch und gesund.
Mich hatte fest gebunden
Mit Finsterniß die Nacht,
Die hab ich überwunden,
Durch Gott, der mich bewacht.

Oder wenn ich in den Betsaal des Philanthropins zu Dessau trat, und meine lieben, mir unvergeßlichen Philanthropisten stimmten an:

Gelobet seyst du, Gott der Macht!
Gelobt sey deine Treue,
Daß ich nach einer stillen Nacht,
Mich dieses Tages freue!

So schlug mir allemal das Herz vor Freuden, und ich griff die Geschäfte, die mein Amt mir auflegte, recht frisch an.

Deswegen halte ich es noch immer so, daß ich, mit der kleinen Gesellschaft, die unter meiner Anführung den Lebensweg durchwandelt, jeden Tag mit Gesang anfange. Wir befinden uns dabey allemal wohl, und ich zweifle gar nicht, daß ihr euch eben so wohl befinden werdet, wenn ihr eben dieß thun wollet. Jedes von euch hat gewiß viel schöne Lieder von Gellert, Funk, Sturm, Fischer, Claudius, Stollberg u. dgl. in Händen. Was hülfen euch diese alle, wenn ihr sie nicht singen wolltet? Diejenigen, die bey solchen Gelegenheiten den mehresten Antheil am Gesange nehmen, haben davon nicht nur den Nutzen, daß sie mehr aufgeheitert werden, sondern daß auch ihre Stimme mehr verfeinert und biegsam wird.

Davon bekam ich bey dieser Gelegenheit sogleich einen Beweis. Unser lieber Rektor Funk trat, nachdem die Frau von Putkammer abgetreten war, wieder an das Klavier, spielte, und ließ meine Zöglinge

auch dazu singen. Moritz sang so, daß der würdige Funk recht wohl mit ihm zufrieden war, ihn umarmte und küßte. Darüber freuete sich Moritz, und das mit Recht. Denn es ist keine Kleinigkeit, von einem so würdigen Kinderfreuude geküßt zu werden. Ferdinand hingegen, der seltener an unserm Gesange herzlichen Antheil nimmt, sang ungleich schlechter, und bekam deswegen weit weniger Beyfall. Dieß betrübte ihn sehr, und er lernte bey dieser Gelegenheit, wie viel man verliehre, wenn man die Uebung irgend einer Kraft vernachläßige.

Ein englischer Garten, den der liebe Gott angelegt hat.

Nachdem wir unter diesen und andern angenehmen Unterhaltungen den Vormittag hingebracht, und unsere Mittagsmahlzeit genossen hatten, kündigte uns unser lieber Rektor Funk an, daß er sich nun von uns trennen müsse, weil seine Geschäfte ihn dazu nöthigten. Dieß verursachte eine allgemeine Betrübniß. Wir konnten es aber nicht hindern, weil wir voraus sahen, daß dieser thätige Mann weit weniger heiter seyn werde, wenn er da-

ran gedächte, daß, während seiner Abwesenheit von Magdeburg, seine Geschäfte liegen blieben. Wir mußten ihn also entlassen, und unsere Segenswünsche begleiteten ihn.

Mit Vergnügen sahen wir, daß er ein sehr guter Reuter war. Ob er gleich in einem Stande sich befand, von dem man insgemein keine große Geschicklichkeit im Reuten verlangt, ritt er doch so gut, daß er mit manchem Officier hätte wetteifern können. Die Folge davon war diese, daß er den Beyfall der ganzen Gesellschaft erhielt, die darinne übereinstimmte, daß jede Geschicklichkeit, sie möge heißen, wie sie wolle, in jedem Stande, den Menschen ziere, und daß es also gut sey, sich so viele Geschicklichkeiten, als möglich, zu erwerben. Denn wenn nun der würdige Rektor Funk etwa mit dem rechten Fuße zuerst in den Steigbiegel getreten wäre, hätte mit der rechten Hand den Zügel, mit der linken den Sattelknopf gefaßt, hätte die Füße auswärts, die Spornen einwärts gerichtet, hätte gebückt gesessen, und wäre mit jedem Schritte, den das Pferd that, in die Höhe gestoßen worden, so würden wir zwar alle diesen braven Mann, wegen seiner vielen guten Eigenschaften, lieb behalten haben, dafür hätte ich aber doch nicht gut seyn mögen, daß nicht da und dort eine kleine Spötterey gefallen wäre.

Wir sahen ihn alle nach, so weit wir ihn sehen konnten. Was andere dabey dachten, weiß ich nicht. Ich aber dachte, Gottes Schutz begleite dich, du edler Menschenfreund, und erhalte dich noch viele Jahre, damit du durch deine Thätigkeit noch recht viel Gutes wirken kannst!

Der Abschied dieses lieben Mannes hatte uns allen eine Zerstreuung nöthig gemacht. Die liebenswürdige Familie, die vorzüglich sinnreich ist, allerley Mittel zu erfinden, ihre Freunde aufzuheitern, schlug vor, daß wir die Gegenden um Egeln, und alles, was da merkwürdig wäre, besehen wollten. Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen, und es reuete keinem ihn angenommen zu haben.

Wir kamen bald in eine Gegend, die ich mit Recht einen Englischen Garten nennen konnte, den der liebe Gott selbst angelegt hat. Denn was ist ein Englischer Garten? Es ist, so viel ich weiß, eine Gegend, die so angebauet ist, daß es das Ansehen hat, als wenn die Natur alles selbst hervorgebracht hätte, wo man eine große Mannichfaltigkeit von Sachen antrifft, und durch schöne Aussichten unvermuthet überrascht wird.

Dieß alles hatte nun diese Gegend.

Es war da keine Spur von menschlicher Kunst sichtbar. Man gieng durch ein Gebüsch von Schwarzdorn, Weißdorn und Hanebutten, an denen sich Brombeere in die Höhe wanden, unter denen eine erstaunliche Menge von Kräutern grünte und blühte, und über welches sich Eichen und andere nützliche Bäume erhoben. Die Bude, ein kleiner Fluß bey Egeln, schlängelte sich durch diese Büsche, als wenn sie durch ihre Krümmungen alle Vorbeygehende auf sich aufmerksam machen wollte.

An Mannichfaltigkeit der Sachen fehlte es hier auch nicht. Denn wenn ich euch alle Stauden, Büsche und Bäume, die in dem Gehölz, und alle Gräser, die auf den dazwischen befindlichen Wiesen grünten, alle Insekten, die auf denselben lebten, alle Vögel, die da sangen und zwitscherten, beschreiben wollte, so müßte ich damit ein ganzes Buch anfüllen.

Die Aussichten, die uns da überraschten, waren auch vortreflich, und ich wünsche nichts mehr, als daß ich diesen Augenblick, da ich dieß schreibe, wieder in dieser Gegend seyn möchte, um alles Schöne, das mich vorzüglich rührte, beschreiben zu können. So aber fällt meine Schilderung etwas unvollkommen aus, weil es mir unmöglich ist, abwesende Sachen mir so lebhaft vorzustellen, als wenn sie gegenwärtig wären.

Bald kamen wir auf Brücken, von welchen wir ziemlich weit die Bude übersehen konnten, welche die Sträuche und Bäume, die an dem Ufer wuchsen, mit ihren Zweigen überschatteten. Habt ihr etwa schon einen Fluß gesehen, an dessen Ufer alles grünt und seine Zweige ausbreitet, um ihn zu überschatten? Wirklich? Nun so könnt ihr euch schon vorstellen, wie reizend diese Aussichten uns waren.

Bald kamen wir in eine Gegend, wo man auch Wiesen, oder Ackerfeld sehen, oder einen Berg, Dorf, oder eine Stadt erblicken konnte.

Die Aussicht, die uns am mehresten entzückte, war auf einem Platze, wo man, in der mannichfaltigsten Abwechselung, Wiesen und Wald und Acker, vor sich ein Dorf, und hinter sich die Stadt Egeln erblickte. Hier blieben wir eine Zeitlang stehen, freueten uns, und theilten einander unsere Freude mit. Dieß verdoppelte sie. Denn wenn ich ganz einsam hier hingegangen wäre, oder wären Menschen mit mir gegangen, die für die Schönheiten der Natur kein Gefühl gehabt hätten; wenn kein Freund, keine Freundin bey mir gewesen wären, denen ich die Hände hätte drücken, und sagen können, o Gott! wie schön ist es hier! so würde meine Freude kaum halb so groß gewesen seyn.

Daß aber diesen Garten der liebe Gott selbst angelegt habe, sage ich deswegen, weil hier alles von selbst wuchs. Denn ob ich gleich glaube, daß irgend ein Mann von Geschmack die Alleen so habe hauen lassen, daß sie die Augen auf die angenehmsten Aussichten lenkten, so glaube ich doch nicht, daß viele Gewächse hier herum stunden, die nicht von sich selbst, aus dem Saamen, den der Wind verstreuet hatte, entstanden wären. Da nun Wind, Regen, Sonnenschein und Kälte, und andere Naturkräfte, durch welche die Keime der Pflanzen entwickelt werden, Gottes Diener sind, die nicht mehr und nicht weniger thun dürfen, als ihnen ihr Herr erlaubt, so kann ich eben sowohl sagen, daß der liebe Gott diesen Garten angelegt habe, als man Fürsten die Anlegung solcher Gärten zuschreibt, die sie durch ihre Gärtner und Arbeiter haben bearbeiten und bepflanzen lassen.

Und da die Bibel besonders solche Gegenden Gärten Gottes nennt, wo alles recht frisch wächst, so verdient diese Gegend, auch um deswegen, diesen Namen. Denn lange hatte ich keinen Platz gesehen, wo Gras, Strauch und Baum einen so frischen Wuchs, und ein so lebhaftes Grün, wie hier, hatten. Jede Pflanze, die man betrachtete, zeugte

durch ihre Vollkommenheit, von der Fruchtbarkeit des Bodens, in dem sie wurzelten.

Die Ursache davon entdeckte ich bald. Sie lag in der Bude, die sich durch diese ganze Gegend schlängelte, sie bisweilen überschwemmte, mit dem Schlamme, den sie bey sich führte, düngte, und mit ihrem Wasser tränkte.

Zwar sind nicht alle Gegenden fruchtbar, die den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Manche Flüße hinterlassen den Feldern, die sie bedecken, statt Fruchtbarkeit, eine Menge Sand. Und woher dieß komme? werdet ihr bald finden, wenn ihr darüber nachdenken wollt. Die mehresten Gegenden aber, die oft überschwemmt werden, sind doch immer vorzüglich fruchtbar.

Aber — bey allem, was in der Welt schön und angenehm ist, ist immer ein Aber, eine gewisse Unannehmlichkeit. Wenn ihr euch in eine solche Gegend denkt, die den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, so werden euch bald die Unannehmlichkeiten, die da zu finden sind, beyfallen. Es wird euch auch beyfallen, daß es in dem schönen Englischen Garten, den ich euch itzo beschrieben habe, nicht immer so gut zu wandeln sey, wie dazumal. Ich eröfnete diese Bedenklichkeit meinem lieben Wirthe, und er gab mir zu, daß sie gegründet sey.

Wenn

Wenn also nichts in der Welt vollkommen, wenn alles Angenehme mit Unannehmlichkeiten verknüpft ist, so thun wir wohl am besten, wenn wir das Angenehme, das wir haben, mit Dank gegen den Geber genießen, und bey den Unannehmlichkeiten uns zu beruhigen suchen. Wenn wir dieß nicht thun, sondern von dem Angenehmen, das auf dem Platze sich befindet, wohin uns Gott gestellt hat, weg und auf die Reizungen anderer Gegenden sehn, und uns dahin wünschen wollten, so handelten wir doch wirklich unklug. Denn wenn alle unsere Wünsche erfüllt, und wir wirklich in die Gegend, nach der wir verlangten, versetzt würden, so würden wir bald da neue Unannehmlichkeiten antreffen, an die wir gar nicht dachten. Und also thun wir besser, wenn wir mit der Lage zufrieden sind, in die uns Gott gesetzt hat, und die weise Lehre unsers lieben Vater Gellerts befolgen.

Genieße was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden!
Ein jeder Stand hat seine Last.

Unter-

Unterhaltung mit einer Nonne.

Nachdem wir die Werke Gottes besehen, und uns darüber recht herzlich gefreuet hatten, schlug die Gesellschaft vor, daß wir nun auch die Werke der Menschen besehen wollten, und deswegen das Kloster Marienstuhl, das gleich bey Egeln liegt, und in dem Nonnen wohnen, die zu einem Orden gehören, der der Cistercienserorden genennt wird, besuchen. Jedermann gieng mit Vergnügen dahin.

Unterweges bemerkte ich ein Instrument, das ich zuvor noch nie gesehen hatte. Es war eine außerordentlich breite Harke oder Rechen. Da ich mich nun einmal so gewöhnt habe, daß ich auf alle Kleinigkeiten merke, die mir auf meinen Spatziergängen aufstoßen, und mich nach ihren Absichten und ihren Nutzen erkundige, weil ich glaube, daß man immer klüger werden, und immer mehr lernen muß: so blieb ich auch bey diesem Instrumente stehen, und fragte das Frauenzimmer, das ich begleitete, wozu eigentlich dieses Instrument diene? die Antwort war, man brauche es, um damit die Aehren zusammen zu scharren, die von den Garben, die man einführte, zurück blieben; es griffe, wegen seiner Größe,

Größe, so scharf an, daß beynahe keine Aehre auf dem Acker ihm entwische.

Auf diese Art werden die armen Kinder, die zeither durch Aehrenlesen etwas zusammen brachten, alle dieses kleinen Vortheils in dieser Gegend beraubt. Ist das nun wohl recht? Ich gebe es euch zu überlegen. Vielleicht schreyet ihr alle: Fi! das ist unrecht! wer wird denn den armen Kindern ihren Bissen Brod nehmen. Ich muß euch aber doch bitten, daß ihr nicht so geradezu urtheilt. Es läßt sich doch auch manches zur Vertheidigung dieses Instruments sagen. Vielleicht fallen einige von euch darauf, wenn sie die Sache recht überlegen wollen, und finden, daß man nicht wohl thue, wenn man geradezu, ohne vorhergegangne Ueberlegung, die Sachen beurtheilt.

Itzo kamen wir bey dem Kloster Marienstuhl an. Es begegneten uns eine Menge Ackerknechte mit Pferden und Pflügen, die, wie ich erfuhr, da ich mich erkundigte, zum Kloster gehörten, und die vielen Aecker bearbeiteten, die das Kloster besitzt.

Da legte ich den Zeigefinger meiner linken Hand an die Nase, sagte: Hum! Hum! gieng ein ziemlich Fleck fort und redete nichts. Das Frauenzimmer das ich am Arme hatte, beobachtete mich genau, ohne daß ich es bemerkte, und da ich sie

mehr-

mehrmals darum gebeten hatte, mich zu erinnern, wenn ich etwa in Gesellschaft mich zu sehr in das Nachdenken verliehren sollte, so verwaltete sie itzo ihr Amt, zuckte mich am Arme, lachte, und fragte: wo ich itzo mit meinen Gedanken wäre?

Ich fand mich bald wieder zurecht, sprach von den Dingen, die um uns waren, ohne zu sagen, wo ich mit meinen Gedanken gewesen wäre. Euch aber, meine lieben kleinen Freunde, will ich es ganz leise ins Ohr sagen: ich dachte, ob es auch wohl recht sey, daß so viele Menschen ihre Kräfte für einige Frauenzimmer aufopfern müßten, die der Welt mit nichts nützten, als — mit ihrem Gebete, das doch ein jeder Mensch für sich selbst verrichten kann

Dieß waren die Gedanken, die damals durch meinen Kopf giengen. Denn ich habe schon lange die Meynung gehabt, wenn die Menschen für uns arbeiten, so müssen wir auch wieder für sie arbeiten. Sollte ich mich wohl irren?

Bey unserm Eintritte in den Klosterhof erfuhren wir, daß die Vesper, oder die abendliche Betstunde der Nonnen, bereits vorbey sey. Dieß war mir nun gar nicht lieb. Denn ich lasse meine Zöglinge gar zu gern die verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, und ihre Weise, Gott zu verehren,

ren, sehen, damit sie doch die Welt, nicht blos aus Büchern, sondern mit ihren eignen Augen betrachten lernen. Unterdessen erhielten wir doch die Erlaubnis, die Kirche zu besehen. Sobald wir in dieselbe traten, nahmen ich und mein lieber gefälliger Wirth unsere Hüte ab, und meine Zöglinge fühlten es, daß es wohl billig sey, ein gleiches zu thun. Denn ob ich gleich von ganzen Herzen glaube, daß der liebe Gott eben sowohl in dem Garten, den er bey Egeln gepflanzt hat, als in dem Kloster Marienstuhl, zugegen sey, so bin ich doch der Meynung, daß man mit vorzüglicher Ehrerbietung in einen Ort treten müsse, den die Menschen der Verehrung Gottes geweihet haben: denn die Menschen, die dieß sehen, werden dadurch überzeugt, daß wir für Gott Hochachtung haben, und werden dadurch in ihrem Eifer, ihn zu verehren, bestärkt. Wir sprachen deswegen auch so leise, als wenn wir uns im Vorzimmer des Kaisers befänden.

Ich glaube, daß wir daran recht thaten; ich glaube es so fest, daß ich jeden Jüngling, der mit bedecktem Haupte, in eine Kirche, oder in einen Betsaal tritt, mit seinen gespornten Stiefeln auftritt, als wenn er auf der Reutbahn wäre, auch wohl lacht und spottet, für einen rohen Menschen halte, der nicht zu leben weiß. Denn wenn man

durch

durch ein solch pöbelhaftes Betragen auch nur eine einzige Person in der süßen Unterhaltung mit Gott stört, ist das nicht unartig? Unartig ist es ja schon, wenn man das Gespräch unterbricht, das Menschen mit Menschen haben.

Deswegen giengen ich und meine Zöglinge auch immer mit bedecktem Haupte in die gottesdienstlichen Versammlungen der Juden, und betrugen uns da sittsam. Denn so wie die Christen es für ein Zeichen der Ehrerbietung halten, den Hut bey öffentlichen Zusammenkünften abzunehmen, so glauben die Juden, daß man Ehrerbietung bezeuge, wenn man den Hut auf dem Kopfe behalte. Wir hatten davon wenigstens diesen Vortheil, daß uns die Juden lieb gewannen, und wir uns nicht den schrecklichen Vorwurf machen durften, daß wir irgend einen redlichen Juden in seiner Andacht gestört hätten. Die Juden waren deswegen gegen uns auch immer so gefällig, daß sie uns ein Pult und eine hebräische Bibel präsentirten, welches ich allemal mit Dank annahm. Ich würde auch mitgesungen haben, wenn es mir möglich gewesen wäre, mit der unglaublichen Geschwindigkeit zu singen, die bey ihnen gewöhnlich ist. Ob das recht war? das lasset durch eure lieben Eltern und Lehrer entscheiden!

Von den Juden nun wieder auf die Klosterkirche zu Marienstuhl zu kommen, so muß ich euch sagen, daß wir da eine Nonne antrafen. Ich glaubte, sie würde sogleich entfliehen, weil in Ländern, wo die Menschen nicht gut unterrichtet sind, die Nonnen, ohne Erlaubniß der Vorsteherin des Klosters, mit keiner Mannesperson sprechen dürfen. Sie blieb aber getrost stehen, erwartete unsere Ankunft, und bewies dadurch, daß die Marienstuhlischen Nonnen schon etwas vernünftiger behandelt werden müssen.

Ich grüßte sie mit meiner Begleitung, sehr höflich, und fand, daß sie, so viel uns die eingetretene Dämmerung zu sehen erlaubte, ein junges, sehr schönes, und wohl gewachsenes Frauenzimmer war. (Gern nennte ich ihren Namen, weis aber nicht, ob ich es thun darf.) Wir liessen uns mit ihr in Unterredung ein, thaten eine Menge Fragen an sie, die das Kloster, und die Lebensart in demselben betrafen, und sie war so gefällig, daß sie uns alles mit der größten Bereitwilligkeit und Behutsamkeit beantwortete. Dann entfernte sie sich, mit der Entschuldigung, daß ihre Pflicht ihr nicht erlaube, sich länger bey uns aufzuhalten.

Wir alle versicherten sie unserer Hochachtung, wünschten ihr eine geruhige Nacht, und ich — ich

gerieth wieder in so tiefe Gedanken, daß ich damit meiner lieben Begleiterin zu allerhand kleinen Nekkereyen Veranlassung gab.

Sie schüttelte mich wieder bey dem Arme, und warf mir vor, daß ich meine Gedanken nicht bey mir hätte.

Recht mochte sie wohl haben, denn ich dachte: Sollte es wohl möglich seyn, daß ein Frauenzimmer, das von der Natur, und dem Umgange mit Menschen abgesondert ist, glücklich leben könne? Sollte die Erziehung eines einzigen Kindes für die Welt und den Himmel, dem lieben Gott nicht besser gefallen, als das beständige Beten? sollte ich wohl den Vater der Menschen an den Ufern der Bude nicht so gut verehren können, als im Kloster? Ists auch wohl recht, wenn Eltern ihre Kinder der Gesellschaft und der Thätigkeit entreissen, und sie dem Kloster und lebenslangen Gebete weihen?

So dachte ich, und lächelte, da meine Begleiterin mich erinnerte, daß ich itzo nicht auf der Studierstube, sondern in der Gesellschaft von guten und frölichen Menschen sey.

Nun geht es weiter, auf Halberstadt los.

Den Abend brachten wir wieder alle recht vergnügt zu. und fühlten, was für eine große Glückseligkeit es sey, wenn gute Menschen sich bisweilen ihren Arbeiten entziehen und gemeinschaftlich sich davon erholen können. Gern, gar zu gern wären wir länger an diesem Wohnplatze des Vergnügens geblieben, wo die Natur so schön war, und wo so viele rechtschafne Menschen wohnten, in deren Gesellschaft man sich so wohl befand. Aber ich hatte mir nun einmal vorgesetzt weiter zu reisen. Und von Vorsätzen, die ich mit Ueberlegung gefaßt habe, lasse ich mich durch den Genuß des Vergnügens, und durch kleine Schwierigkeiten, nicht gern abwendig machen.

Denn wißt ihr wohl, was daraus erfolgen würde, wenn ich mich durch jedes Vergnügen, oder durch jede Schwierigkeit, bewegen ließ, meine Vorsätze abzuändern?

Deswegen bat ich die liebe Familie, die mich in ihr Haus aufgenommen hatte, mir zu erlauben,

daß

daß ich morgen weiter reisen dürfte, und erhielt diese Erlaubniß, nachdem ich hinlängliche Gründe angeführt hatte.

Den andern Morgen nahmen wir also Abschied mit den wärmsten und herzlichsten Danksagungen. Unser Abschied, der uns Thränen kostete, wurde uns nicht wenig erleichtert, da uns unser lieber Wirth zu verstehen gab, daß er uns bis nach Quedlinburg begleiten wollte. Wir nahmen ihn mit herzlicher Freude in unsern Wagen auf, und waren nur deswegen verlegen, daß er bey uns so wenig Bequemlichkeit fand.

Das erste, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, waren die mancherley nützlichen Gewächse, die um Egeln wuchsen. Beynahe war es, als wenn wir durch einen Garten führen. Da sahen wir Flachs, Kopfkraut, Blaukohl, Wirsing, Bohnen u. dgl. grünen. Ich machte meine Zöglinge aufmerksam darauf, und freuete mich gar herzlich darüber. Denn dieß alles bewies, daß in Egeln kluge und thätige Leute wohnen müßten, die von der Erde so vielen Vortheil, als möglich, zu ziehen suchen.

Dieß thun nicht alle, die Aecker besitzen. Die mehresten wissen fast nichts anzubauen, als Roggen, Weizen, Gerste und Hafer. Sie verfahren da-

mit also: Erst düngen sie das Land, und besäen es mit Roggen oder Weizen, dann ackern sie es wieder um, und besäen es mit Gerste oder Hafer, dann — lassen sie es ein Jahr öde liegen, und nennen dieses öde Land die Brache. Wer aber über den Ackerbau mehr nachgedacht hat, weis von keiner Brache etwas, sondern besäet seine Aecker alle Jahre, und erndet von ihnen. Auf diese Art zieht er von ihnen wenigstens noch einmal so großen Vortheil. Wie man dieses machen müsse, hat mein Landsmann, Christian Reichard, in seinem Land- und Gartenschatze, ausführlich gezeigt, und durch die weise Art, wie er sein Land benutzte, sich ein sehr ansehnliches Vermögen erworben.

Das erste Städtchen, das wir erreichten, hieß Kroppenstedt. Wir waren also nun aus dem Herzogthum Magdeburg in das Fürstenthum Halberstadt eingetreten. Denn alle die Städtchen, die wir gesehen hatten, Aaken, Kalbe und Egeln, gehörten eigentlich zum Magdeburgischen. Kroppenstedt ist aber das erste Städtchen in dem Fürstenthume Halberstadt. Wir fanden da nichts Merkwürdiges, weil wir nur durchreisten. Nur ein großes steinernes Kreuz, zu welchen man auf einigen Stufen steigen mußte, zog unsere Aufmerksamkeit auf sich, und bewog uns auszusteigen, und es zu besehen.

hen. Es waren in dasselbe die Wappen und Namen ehemaliger Bischöffe von Halberstadt gehauen.

So begierig wir waren zu wissen, was es eigentlich damit für eine Bewandnis habe? so konnten wir doch nichts gewisses erfahren. Einen gemeinen Bürger sahen wir vorbey gehen, den fragten wir, ob er es nicht zu sagen wisse, was dieses Kreuz bedeute? er konnte uns aber keinen andern Bericht, als diesen, geben; es wäre ein Frikritze, oder ein Freykreuz. Daraus muthmaßten wir, daß ehedem dieß Kreuz zu einer Freystatt für die Missethäter bestimmt gewesen sey, so, daß diejenigen Verbrecher, die dahin flohen, und es umarmten, von ihrem Verbrechen losgezählt wurden.

Das ist ja, werdet ihr denken, etwas Albernes und Gottloses — Aber es ist in den alten Zeiten nun einmal so gewesen. Jedes Kloster, und viele Kirchen, waren die Zufluchtsörter der Diebe, Räuber und Mörder. Wenn sie dahin flohen, so fanden sie gegen die Strafen der Obrigkeit sichern Schutz. Diese abscheuliche Gewohnheit ist, Gott sey gelobt, nun aber fast gänzlich abgekommen. Die Menschen sind klüger geworden, und sehen ein, daß Oerter, die der Verehrung Gottes geweihet sind, nicht Schlupfwinkel des Lasters, sondern Wohnsitze der Tugend seyn müssen. Die Menschen sind doch

also nach und nach in manchen Stücken besser geworden. Ich wollte es keinem rathen, daß er in unsern Tagen ein Frikritze errichtete. Er sollte wohl gar schön ausgeklatscht und mit Steinen geworfen werden.

Von Kroppenstedt kamen wir nach Grüningen, wo wir abstiegen, um das Schloß zu besehen, welches Heinrich Julius, Bischoff von Halberstadt, 1594 hier hat erbauen lassen. Aber — wir fanden es in sehr traurigen Umständen. Allenthalben waren Spuren der ehemaligen Schönheit und Pracht sichtbar. Die Schönheit und die Pracht selbst waren aber verschwunden, die Mauern waren bemooßt, die Fenster verfinstert, das Schloß selbst von Menschen verlassen, und manches Zimmer, wo vor 150 Jahren Lustbarkeit und Ueppigkeit regierte, mochte wohl itzo von Käuzen und Nachteulen in Besitz genommen worden seyn.

Dieß verursachte in meiner Seele eine so starke Empfindung, daß ich sie gegen meine Gesellschaft nicht verbergen konnte, sondern mit ihnen etwas von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des Irdischen, und von der Beständigkeit des Geistlichen redete.

Diese Empfindung erwacht in mir von neuen, da ich dieses schreibe, und drängt mich, auch euch dieselbe

dieselbe mitzutheilen. Kommt also, meine Lieben, stellt euch mit mir, in Gedanken vor das Grüningische Schloß hin! bedenkt einmal, wie viel Nachdenken, Arbeiten, und Geld, mag es wohl dem Bischoff Heinrich Julius gekostet haben, dieses Schloß hinzustellen! Aber nun hilft es ihm nichts mehr. Er hat es verlassen müssen, und in dem Lande, das seine Seele nun bezogen hat, wird man nicht mehr fragen, ob er Bischoff gewesen sey? und ob er ein Schloß erbauet habe? Für die Welt ist nun dieses Schloß auch gleichsam erstorben, wenn es nicht durch einen besondern Zufall seinem Untergange entrissen wird, so wird es bald zusammen stürzen, seine Balken werden verbrannt, und seine Steine vermauert werden.

Ist aber Bischoff Heinrich Julius ein guter Mensch gewesen, der an sich selbst immer besserte, seinen Nebenmenschen nicht kränkte, die Armen erquickte, die Unschuld beschützte, seine Unterthanen zu bessern suchte — nun wohl ihm! So genießt er noch die Belohnung in der Ewigkeit. Die guten Eigenschaften, die er sich, während seines Aufenthalts auf der Erde erwarb, hat er mit in den Himmel genommen, und die machen ihm ewig Freude, so wie die guten Fertigkeiten, die der Mensch, als ein Kind, sich erwirbt, ihm lebenslang Freude

machen, und das Gute, das er in der Welt, unter seinen Nebenmenschen stiftete, ist auch noch da, wirkt immer noch fort, und wird ihm von Gott vergolten.

Also dächte ich, lieben, guten Kinder, wäre es wohl gut, wenn wir uns vornähmen, daß wir erst uns selbst bessern wollten, ehe wir die Dinge, die um uns sind, verschönern, und daß wir bey dem alten Grüningischen Schlosse uns der weisen Lehre erinnerten:

Ein weises frommes Herz, das sey dein Schatz auf Erden!
Sonst alles, nur nicht dieß, kann dir entrissen werden.
Das bleibt im Tode dein, und folgt dir nach der Zeit,
Zum seligen Gewinn, bis in die Ewigkeit.

Bey dem Weggehen von diesem Schlosse senkte sich mein Kopf um einige Zolle tiefer, die Augenbraunen zogen sich etwas näher nach der Nase zu, und verursachten eine tiefe Runzel, die, wie ich bey andern Gelegenheiten bemerkt habe, sich von der Nasenwurzel bis über die halbe Stirne zieht, und oben

oben ganz spitzig zulauft. Mein Herz wurde mir wehmüthig, ich wankte noch einige Schritte fort, blieb endlich stehen, sahe mich noch einmal nach dem Schlosse um, seufzete und stampfte mit meinem Stocke gegen die Erde. Wenn manches von euch bey mir gewesen wäre, so würde es wohl gedacht haben: Was fehlt denn dem Manne? ist er denn gar tiefsinnig? vielleicht hätten mich einige gar ausgelacht.

Dieß wäre aber nicht recht gewesen. Denn der Anblick einer Sache, die auf den einen gar keinen Eindruck macht, kann bey dem andern eine ganze Reihe traurige Vorstellungen erregen, die ihn ganz niederdrücken, und wohl bis zum Thränen rühren. Gesetzt, einer von euch, der seinen lieben Vater verlohren hätte, machte mit mir einen Besuch. Der Sohn vom Hause kramte seine kleinen Reichthümer vor uns aus, zeigte uns auch eine Sammlung von Siegeln, du, mein Lieber, erblicktest darunter das Siegel deines lieben Vaters, dir fiel ein alle die Liebe, die du von ihm genossen hättest, alle die Schmerzen, die er, während seiner Krankheit, ausstehen mußte, alle die Thränen, die über deine Backen rollten, da er im Sarge lag; so würde ich ganz ruhig die Siegelsammlung betrachten; da einen schönen alten Kopf, dort eine witzi-

ge Erfindung, oder die vorzügliche Geschicklichkeit des Petschierstechers bewundern, du aber würdest verstummen, dein Gesicht wegwenden, und wohl gar, in einem Winkel, Thränen vergießen. Wäre es nun wohl recht, wann ich dich deswegen für tiefsinnig halten wollte?

Mir gieng es itzo eben so. Eine Reihe traurige Gedanken giengen durch meine Seele, da ich das Grüningische Schloß verließ.

Um mich deswegen bey euch zu entschuldigen, muß ich euch doch die Veranlassung hierzu mittheilen.

Dieß Schloß, das dazumal, da ich es sahe, seinem Umsturze so nahe war, hätte itzo wieder sich verjüngen, und in seinem vorigen Glanze wieder aufsteigen können, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg wären gelegt worden. Zween edle Menschenfreunde, die ihre größte Glückseligkeit darinne suchen, wenn sie etwas Gutes stiften können, Herr Göckingk, den viele von euch, aus seinen vortreflichen Gedichten kennen werden, und der Herr von Wurm, von dessen edlen Gesinnungen, da ich in Dessau war, verschiedne eigenhändige Beweise in meinen Händen gehabt habe, faßten den herrlichen Entschluß, daß sie in diesem Schloße junge Frauenzimmer so erziehen lassen

wollten,

wollten, daß sie einmal ein frohes Leben führen, ihre künftigen Männer erfreuen, ihre Kinder gut ziehen, und Freude unter alle Leute, die ihnen nahe wären, verbreiten könnten; sie erbaten sich dieses Schloß, und versprachen, es auf ihre eigne Kosten wieder herzustellen und zu verschönern. Aber — ach ihre Bitte wurde nicht gewährt! das Schloß sank seinem Untergange entgegen, und so manches Frauenzimmer mußte die gute Erziehung entbehren, die ihr zugedacht war!

Verdenket ihr mir es noch, daß mich diese Gedanken betrübten?

Das geht aber in der Welt nicht anders. Auch die besten Unternehmungen schlagen bisweilen fehl. Denn der Gott, der die Welt regieret, sieht viel weiter, als wir, sieht oft voraus, daß wir bey manchen Unternehmungen unübersteigliche Schwierigkeiten, unerträglichen Verdruß finden werden, deswegen vereitelt er sie bald. Auf so etwas muß sich jedermann gefaßt machen, damit dadurch seine Gemüthsruhe nicht zu sehr gestört werde.

Bey dem Weggehen bemerkte ich einen Begräbnisplatz, und auf demselben eine Ueberschrift. Ich trat begierig hinzu, um sie zu lesen, und fand, daß hier das Begräbnis einer Göckingischen Familie sey.

Dieß erregte wieder allerley Gedanken bey mir. Was wohl diese guten Leute, dachte ich, die hier ihren Körper abgelegt haben, arbeiteten, duldeten, litten, ehe sie bis hieher kamen! was wir wohl noch werden arbeiten, dulden und leiden müssen, ehe wir bis dorthin kommen! ! !

Und ich wünschte, daß jedes von euch mir nachspräche: was auch ich noch werde arbeiten, dulden und leiden müssen, ehe ich die Erde verlasse! Denn unser ganzes Erdenleben ist weiter nichts, als eine Schule, wo wir mancherley Uebungen ausstehen müssen, um zu den Geschäften bereitet zu werden, die uns Gott in einer andern Welt zugedacht hat. Doch arbeiten, dulden und leiden wir nicht umsonst, die Früchte davon werden wir in der Ewigkeit genießen, so wie jeder Mann die Früchte von dem Fleiße und Gehorsam genießt, den er, als Knabe in der Schule, bewiesen hat.

Ein-

Einzug in Halberstadt.

Was wir bisher gesehen hatten, gab zu allerley Gesprächen Anlaß, unter denen wir uns Halberstadt immer mehr näherten.

Der erste Anblick dieser merkwürdigen Stadt verursachte bey der ganzen Reisegesellschaft eine allgemeine Freude. Jedes dachte an das Vergnügen, das es da in dem Umgange mit guten Menschen finden würde, und an die vielen neuen und schönen Sachen, die man da würde besehen können.

Wir kamen bey dem Thore an, konnten aber so geschwinde nicht einfahren, als wir wünschten. Wir wurden angehalten, wie gewöhnlich, examinirt, und unter andern befragt: Ob wir nichts Accisbares bey uns hätten? Ich sagte Nein. Dieß konnte ich mit Wahrheit sagen, weil alles, was wir in unserm Wagen und Coffre hatten, aus Lebensmitteln und Kleidungsstücken, und einigen Büchern bestand, die ich an verschiedne Freunde abgeben sollte. Etwas mitzunehmen, das in den preußischen Ländern einzuführen verboten ist, würde ich mir Bedenken gemacht haben. Ich nahm deswegen die Packete, die mir einige Dessauische Freunde mit-

mitgaben, nicht anders, als unversiegelt an, weil es im Preußischen nicht erlaubt ist, versiegelte Briefe oder Packete bey sich zu führen. Wißt ihr wohl, warum? Hätte ich etwas bey mir gehabt, davon man Accise geben muß, so würde ich es gewiß angezeigt haben. Denn in dem Lande, wo man lebt, oder reist, wo man genährt und geschützt wird, muß man, nach meiner Meynung, sich nach den Landesgesetzen richten. Und wem diese Landesgesetze nicht gefallen, der muß durch die Länder, wo sie eingeführt sind, nicht reisen, und in denselben nicht wohnen. Ob ich hierinne Recht, oder Unrecht habe? könnt ihr ja mit euren lieben Eltern und Lehrern überlegen.

Man trauete aber meiner Versicherung nicht, sondern ein Mann, der darzu bestellt war, daß er darauf sehen sollte, daß die Accise nicht betrogen würde, trat zum Wagen, und sagte, er müsse meinen Coffre öfnen. Freylich ist diese Anstalt nöthig, weil es gar viele Menschen giebt, die es für erlaubt halten, die Accise zu hintergehen. Ich mußte dieß also auch geschehen lassen. Damit er die Sachen aber nicht zu sehr umher würfe, drückte ich ihm einige Groschen in die Hand. Dieß kleine Geschenk hatte nun diese Wirkung, daß er nichts weiter that, als, daß er den Coffre aufschloß, mit der Hand auf

das

das Tuch, mit welchem unsere Effekten bedeckt waren, einigemal druckte, und ihn dann wieder zuschloß. —

Wir konnten also, ohne weitern Aufenthalt, unsern Einzug halten, und sperrten die Augen gar weit auf, wie man immer thut, wenn man in eine Stadt das erstemal kommt. Da fiel es uns nun gar sehr auf, daß die Stadt ausserordentlich unregelmäßig gebauet war. Die Straßen liefen gar nicht so gerade, wie in andern Städten, die wir zeither gesehen hatten. Manche giengen ganz krumm untereinander her. Die Häuser waren auch ganz sonderbar gebauet, und an manchen waren Verzierungen angebracht, über die sich meine Zöglinge oft vor Lachen hätten ausschütten mögen. Bald rief der, bald jener, ach sehen sie da, sehen sie dort, das alberne Ding, da reutet einer auf einen Ochsen, dort frißt ein Schwein einen Menschen, u. s. w.

Diese Art der Verzierungen, da man allerley Schnörkel, ohne Geschmack und Absicht, anbringt, nennt man die Gothische, vermuthlich, weil sie von einem alten Volke, das man die Gothen nennt, ist erfunden worden. Ihr trefft davon oft auch in alten Büchern Spuren an, wo in die Anfangsbuchstaben der Kapitel Bilderchen gestochen sind, die sich

G zu

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

zu dem Inhalte ganz und gar nicht schicken. So habe ich alte Bibeln gesehen, wo in den Anfangsbuchstaben Gesichter waren mit schrecklich großen Schnurrbärten, die wohl gar die Zunge heraus steckten, oder Kinder, die auf Hähnen ritten, oder einander bey den Haaren herumzogen.

Da nun die Halberstädter solche unregelmäßige Gassen und solche geschmacklose Verzierungen an ihren Häusern haben, so sind sie wohl Leute ohne allen Geschmack? So würde ein Kind urtheilen, das sich nicht gewöhnt hat, nachzudenken ehe es redet.

Ich bitte euch daher sehr, daß ihr einige Minuten nachdenkt, ehe ihr euer Urtheil fällt! —

Habt ihr es gethan? gut! so wird vielleicht das Verständigste von euch so urtheilen: Es folgt aus der altväterschen Bauart von Halberstadt noch gar nicht, daß die itzigen Einwohner keinen Geschmack hätten. Sie haben ja die Stadt nicht erbauet. Weil die Stadt noch so altväterisch ist, so scheint es vielmehr, als wenn die dortigen Einwohner sehr wachsam wären, und eine gute Feuerordnung hätten. Denn wenn die Stadt so viele Feuersbrünste, als viele andere Städte, gehabt hätte: so würde sie wohl ganz anders erbauet worden seyn.

Dieß

Dieß scheint mir eher vernünftig geurtheilt zu seyn, und wenn ich den kleinen lieben Leser, oder die liebe kleine Leserin kennen sollte, die so geurtheit hätten, ich müßte ihm oder ihr einen Kuß geben.

Denn Recht mag wohl haben, wer so urtheilt, zumal da es bekannt ist, daß in Halberstadt viele einsichtsvolle Menschen, von richtigem Verstande und gutem Geschmacke, wohnen. Alle habe ich sie unmöglich besuchen und sprechen können. Aber diejenigen, die ich besucht und gesprochen habe, will ich euch doch nennen.

Einige von den vortreflichen Menschen in Halberstadt.

Da wir ein ziemliches Fleck durch die Stadt gereist waren, stiegen wir in einem Gasthofe ab, den uns unser lieber Herr Reisegefährte, der Herr von Putkammer, empfohlen hatte.

Sobald wir angekommen waren, ließ ich meine Ankunft sogleich dem würdigen Fischer, Rektor an der Domschule, melden, und anfragen, wenn ich ihn besuchen dürfe. Weil ich glaube, daß man zu Männern, die so arbeitsam, wie der Hr. Rektor Fischer, sind, nicht gerade zu laufen darf, sondern sie erst bitten muß, die Stunde zu bestimmen, da man, ohne sie zu stören, sie besuchen darf.

Denn die unzeitigen Besuche sind für einen arbeitsamen Mann gar eine schlimme Sache. Er hat oft Arbeiten, die auf einen bestimmten Zeitpunkt nothwendig fertig seyn müssen. Stellt euch nun vor, wie verlegen ein solcher Mann seyn muß, wenn man gerade zu lauft, und wohl ein bis zwey Stunden sich bey ihm aufhält. Heißt er den Fremden gehen, so legt man ihm dieß als Unhöflichkeit aus; wartet er aber bis der Fremde von selbst geht, so gerathen seine Geschäfte in Unordnung. Also erfordert wohl die Höflichkeit, daß man dergleichen Männern selbst die Stunde bestimmen lasse, wo man sie besuchen darf.

Die Ursache, warum ich eben dem Hrn. Rektor Fischer meine Ankunft melden ließ, war diese, weil er mich eigentlich zu sich eingeladen hatte. Er ließ mir aber keine Antwort sagen, sondern — überbrachte sie mir selbst.

Der

Den Augenblick, da er sie überbrachte, zähle ich unter die Angenehmsten meines Lebens. Er hatte verschiedenes geschrieben, das ich niemals las, ohne zu wünschen, den würdigen Verfasser nur einmal zu sehen, um ihm für das viele Vergnügen und Nutzen, so er mir verschaft hatte, danken zu können. Er ist der nämliche, der die fliegenden Blätter schreibt, die ohne Zweifel eure lieben Eltern und Lehrer kennen, und die mehresten besitzen werden, wo man keine Seite lesen kann, ohne den richtigen Verstand des lieben Verfassers zu bewundern, und über seine Laune, mit der er alles sagt, sich zu freuen. Oft spricht er so launicht, daß man in helles Lachen ausbrechen muß. Es ist daher schon seit einiger Zeit bey mir Sitte, daß ich, wenn Herzensfreunde bey mir sind, eine Vorlesung über dieses nützliche, unterhaltende und aufheiternde, Buch halte. Und noch nie habe ich es gethan, ohne herzlichen Dank dafür zu bekommen.

Da ihr nun nicht wissen werdet, was Laune ist, so muß ich es euch doch erklären. Laune ist die Gabe, unter dem Anscheine von Ernst, eine Sache lächerlich zu machen. Hier habt ihr ein Exempel davon: Er erzählt eine sehr ärgerliche Streitigkeit, die, vor kurzen in einer gewissen Stadt, die Lutheraner und Reformirten untereinander gehabt ha-

ben; und über diese Erzählung setzt er die Worte des 133. Psalms: Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bey einander wohnen. Wie groß war also meine Freude, da ich den Mann, den ich schon lange geliebt und hochgeschätzt hatte, mit meinen eignen Augen sahe! Ich umarmte ihn herzlich, und er war so gütig, mich, nebst allen meinen Lieben, mit in sein Haus zu nehmen.

Hier bekam ich ihn noch lieber; zeither hatte ich ihn nur als guten Schriftsteller gekannt, itzo lernte ich ihn aber auch als zärtlichen Ehemann und Vater kennen.

Seine Gefälligkeit gegen mich gieng so weit, daß er mich mit noch andern vortreflichen Männern bekannt machte, die ich euch doch nennen muß, weil ich weiß, daß ihr euch darüber freuen werdet. Hier sind ihre Namen:

Herr Generalsuperintendent Jakobi. Ein sehr würdiger Greis. Jedes Wort, das er sprach, faßte ich begierig auf: Je mehr er sprach, desto mehr bewunderte ich seinen durchdringenden Verstand und sein edeldenkendes Herz. In dem größten Leiden bewies er eine Standhaftigkeit und Geduld, die man von dem erwartet, der Jesum verehrt,

ehrt, der noch am Creuze, ein Muster der Geduld blieb. Der eine seiner Arme war durch einen Schlagfluß gelähmt, und doch ließ er keine Spur von Unwillen merken. Gott stärke ihn, diese Prüfung auszuhalten, bis er, als Sieger, seinen Leib ablegen, und sagen kann: **Es ist vollbracht.** Dann werden alle gute Kinder, die bald im Wohlthun sich üben, und die Leiden, die ihnen Gott auflegt, mit Geduld tragen lernen, ihn in einem höchst seligen Zustande finden, und mit ihm Gott preißen, für die unbegreiflichen, aber immer guten, Wege, auf die er sie geleitet hat.

Herr Canonicus Gleim. Er ist ein vortreflicher Schriftsteller, der mit seinen Schriften einer Menge Menschen Nutzen und Vergnügen verschaft hat. Erwartet ja nicht von mir, daß ich euch alles das Schöne und Gute, das er geschrieben hat, erzählen soll! nur etwas will ich davon sagen. Die Lieder eines preußischen Grenadiers sind von ihm. Sie sind so voll Feuer, daß ich glaube, wenn sie eine Armee, die von der gerechten Sache ihres Königs überzeugt ist, vor dem Anfange der Schlacht absänge, jeder Soldat begeistert werden, und dem Tode mit größter Unerschrockenheit entgegen gehen müßte. Von ihm ist auch das schöne Buch, wel-

ches er Halladat nennt, dessen Lesen euch vielen Nutzen und Vergnügen verschaffen wird. Auch ist er Verfasser von vielen schönen Liedern, die ihr wohl oft schon mit vielem Vergnügen werdet gesungen haben.

Habt ihr z. E. die Lieder noch nicht gesungen: Rosen pflücke! Rosen blühn 2c. Ihr Freunde des Lenzen erfreuet euch hier? Auch dieses hat er verfertigt.

Er gehört unter diejenigen guten Menschen, die nicht nur, durch Schriften in der Entfernung, Freude verbreiten und Nutzen verschaffen, sondern die auch jedem zu nutzen und ihn zu erfreuen suchen, der ihnen nahe kommt. Von dem Guten, das er im Verborgnen thut, will ich aber nichts sagen. Denn wer wirklich das Gute liebt, hat es nicht gern, wenn davon öffentlich gesprochen wird. Nur das kann ich unmöglich verschweigen, daß er in den freundschaftlichen Zusammenkünften, die wir, während unsers Aufenthalts in Halberstadt, hatten, immer der Heiterste war. Niemals fehlte es ihm an Stoff, die Gesellschaft zu unterhalten, und seine Unterhaltung war immer so lebhaft, und mit so vielem Scherz durchwebt, daß man sich immer ungern von der Gesellschaft trennte. So heiter war er,

daß

daß auch Kinder, die sonst nicht gern Leute um sich haben, die die Stirn in Falten ziehn, ihn in ihre Gesellschaft zu ziehen suchten. Meine Zöglinge hiengen sich gleich an ihn. Und, da wir einmal, in Gesellschaft verschiedner guten Kinder, einen Spatziergang machten, versammlete sich die ganze kleine Gesellschaft um den lieben Gleim, ließ sich von ihm necken und neckte ihn wieder.

Da er nicht mehr jung, sondern schon ziemlich bejahrt ist, so sahe ich immer, mit heimlicher Verwunderung seiner jugendlichen Frölichkeit zu.

Am Ende konnte ich meine Verwunderung nicht länger verbergen, ich faßte freundschaftlich seine Hand, und fragte: aber sagen sie mir nur, mein Bester! wie ist es möglich, daß ein Mann von ihren Jahren so heiter und frölich seyn kann?

Er lächelte, und sagte: Wenn sie es wissen wollen, warum ich immer so frölich bin, so will ich ihnen nur das ganze Geheimniß entdecken — ich trinke keinen Wein.

Wirklich hatte ich auch bey den Zusammenkünften, die wir hatten, bemerkt, daß er sich nie bewegen ließ, ein Glas Wein zu genießen.

Unterdessen befremdete mich seine Antwort nicht wenig. Man hat zeither immer geglaubt, daß der

Wein ein Beförderer der menschlichen Frölichkeit sey, und Sirach spricht daher: **Was ist das Leben, da kein Wein ist?** Ich wendete ihm also dagegen ein, es sey doch unleugbar, daß der Wein die Menschen frölich mache.

Er antwortete mir aber, das ist eine erbärmliche Frölichkeit, die der Wein hervorbringt! Sie dauert nicht länger, als der Wein wirkt. Hernach folgt Unmuth, Verdrüßlichkeit und Krankheit. Wir würden weit vergnügtere, friedfertigere und gesündere Menschen haben, wenn sie keinen Wein tränken.

Meine Lieben! dieß hat **Gleim** gesagt. Ueber die Aussprüche eines solchen Mannes darf man nicht sogleich wegwischen, man muß sie fein überlegen, und darüber nachdenken. Laßt es uns also auch thun.

Wenn die Rede davon ist, ob Kinder Wein trinken sollen? so sage ich geradezu — Nein. Höchstens bey Feyerlichkeiten würde ich ihnen ein Gläschen erlauben. Glaubt aber, meine Lieben, deswegen ja nicht, als wenn ich ein so böser Mann wäre, der den Kindern keine Freude gönnte! Ganz und gar nicht, ich will vielmehr, daß sie immer recht frölich seyn sollen. Deswegen ermuntere ich sie,

bey

bey jeder Gelegenheit, daß sie recht gut uud fleißig seyn, sich abhärten, und in der freyen Natur vergnügen sollen. Aber eben deswegen wünsche ich auch, sie möchten keinen Wein trinken. Denn wozu haben denn die Kinder Wein nöthig? Sie sind ja, wenn sie sonst gut sind, und sich hüten etwas zu thun, das ihnen in der Folge reuet, so schon frölich. Sie haben keine übertriebnen Arbeiten, wissen nichts von den Sorgen, die oft den Vater und die Mutter, die nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder, sorgen müssen, traurig machen. Ein Ball, ein Kegelspiel, eine Puppe kann sie frölich machen, wozu brauchen sie also den Wein?

Ueberdieß habe ich nur gar zu oft bemerkt, daß die Kinder, wenn sie Wein getrunken haben, auf allerley ungereimte Dinge verfallen, die sie den folgenden Tag bereuen. Denn, meine Lieben, so wenig man von der auskeimenden Saat sagen kann, daß sie reif sey, eben so wenig kann man dieß von dem Verstande eines jungen Menschen sagen. Ein junger Mensch hat ja, wenn er auch keinen Wein trinkt, seine ganze Aufmerksamkeit nöthig, daß er nicht unvernünftig handele. Wie will er sich denn helfen, wenn er Wein trinkt, der den Menschen zerstreuet, und die Aufmerksamkeit auf sich stört?

Auch

Auch ist es ausgemacht, daß der Wein die noch schwachen Nerven der Kinder so stark angreife, daß sie, durch den öftern Genuß, schwächlich und am Ende gar dumm werden, und Schwächlichkeit und Dummheit scheuet doch jedes vernünftige Kind.

Endlich kostet der Wein auch Geld. Wenn nun die Eltern ihren Kindern Wein geben wollten, so bekämen sie zu den vielen Ausgaben, die die Kinder ihren lieben Eltern verursachen, noch eine schwere, und doch sehr unnöthige, Ausgabe mehr. Welches gute Kind wird nun wohl seinen lieben Eltern Sorgen machen, um seinen Gaumen einige Minuten täglich mit Wein kützeln zu können? Ueberlegt das, was ich itzo gesagt habe, und fragt euch selbst, ob es wohl billig sey, daß ein gutes Kind, wenn es seine arbeitsamen Eltern ein Glas Wein trinken sieht, immer darnach schielt, und erwartet, daß sie ihm auch davon geben sollen!

Ich bin auch ein Kind, und, so viel ich mich erinnere, immer frölich und guter Dinge gewesen, und habe, als Kind, so viel ich weis, nie Wein bekommen.

Was nun aber die Erwachsnen betrifft, so ist es wieder wahr, daß sie durch unmäßigen Genuß

des Weins sich sehr schaden. Sie verliehren dabey den Verstand, thun und reden eine Menge Dinge, die sie ohne Wein nicht würden gethan und geredet haben. Darauf folgt denn den nächsten Tag Unmuth und Reue, die zehnmal bitterer, als der Wein süße, ist. Und mancher hat durch unmäßigen Genuß des Weins sich um alle seine Lebensfreuden gebracht. Ja wenn wir den rechten Ursprung von allen Zänkereyen und Prozeßen untersuchen könnten, so würden wir gewiß finden, daß, wenigstens die Hälfte davon, bey dem unmäßigen Genuße des Weins, oder eines andern starken Getränks, entstanden sey.

Auch werden mehrentheils die unmäßigen Trinker am Ende krank, und ihr Lohn ist ein frühes Grab.

Ihr werdet mir also wohl auch zugeben, daß der unmäßige Genuß des Weins, wenn er so weit geht, daß man dabey seinen Verstand verliehrt, höchst unvernünftig und schädlich sey. Und wenn ihr einmal in eine Gesellschaft kommen solltet, wo man euch zur Unmäßigkeit, oder, daß ich das eigentliche Wort brauche, zum Saufen, nöthigen wollte, so wäre dieß eben so viel, als wenn man sagte: Lieber Freund! erzeige mir doch die Gefälligkeit,

ligkeit, und werde auf einige Stunden närrisch, mache dich, auf den folgenden Tag, zu deinen Geschäften untüchtig! und setze dich der Gefahr aus, das Podagra, die Gicht, oder Schwindsucht zu bekommen! wer wollte wohl einer so albernen Bitte Gehör geben?

Und auch der mäßige Genuß des Weins bleibt noch immer bedenklich, und gewissermaßen gefährlich. Denn es giebt viele gewinnsüchtige Leute, die so gewissenlos sind, daß sie durch allerley Zusatz sauern Weinen einen angenehmen Geschmack zu verschaffen suchen. Dieser Zusatz ist der menschlichen Gesundheit oft sehr schädlich. Sie nehmen dazu bisweilen Silberglätte, die ein wahres Gift ist. Sie kaufen auch wohl elenden Landwein, und suchen durch allerhand Künsteleyen ihm den Geschmack von französischen, spanischen und portugiesischen, Weinen zu geben. Wenn man nun von einem so verfälschten Tranke täglich auch nur einige Gläser genießt, so muß dadurch nothwendig nach und nach die Gesundheit zerstört werden. Und könnten wir die ersten Ursachen von den menschlichen Krankheiten, von Podagra, Gicht, Schwind- und Wassersucht entdecken, so würden wir sie sehr oft in dem Genuße verfälschter Weine finden.

Wer

Wer nun dieß alles so, wie unser lieber Gleim, überlegt hat, dem darf man es nicht verdenken, wenn er gegen den Wein eifert, und ihn als schädlich ansieht.

Da unterdessen der liebe Gott den Wein, und zwar ohne Zweifel in der Absicht, daß er von den Menschen soll getrunken werden, gemacht hat, so bin ich doch nicht ganz der Meynung, daß man ihn schlechterdings verwerfen müsse, glaube vielmehr, daß er zur Erhaltung der Gesundheit, der Kräfte und Munterkeit des Menschen sehr nützlich sey, wenn er gut ist, und von Erwachsnen mäßig, und mit Vorsicht, genossen wird, und singe mit unserm lieben Fischer:

Dankt dem Herrn! er giebt uns Leben,
Giebt uns Segen und Gedeihn.
Schaft uns Brod und Trank der Reben,
Uns zu stärken, zu erfreun.
Dankt dem Herrn!

Fortsetzung.

Ich merke, daß ich wohl zu weitläuftig werden möchte, wenn ich euch alle die guten und vortreflichen Menschen beschreiben wollte, deren Bekanntschaft und Gesellschaft mir unser lieber Fischer verschafte. Ich will euch daher nur einige noch nennen, und euch erinnern, daß ihr ja nicht glauben dürft, als wenn, außer ihnen, gar keine guten und vortreflichen Menschen in Halberstadt zu finden wären.

Der Herr von Bergen und dessen Gemahlin hatten bald unsere ganze Hochachtung. Ihres Standes ohnerachtet, leuchtete aus allen ihren Urtheilen und Handlungen Liebe zum Natürlichen und Abneigung gegen alle Eitelkeit und unnatürliche Künsteley hervor, und aus dem, was mir in der Folge von ihnen gesagt wurde, wurde ich darinne bestätigt, daß sie über alle lächerliche Moden sich weit hinausgesetzt hätten, und sich ihren Werth nicht durch Putz, sondern durch sich selbst zu geben suchten. Und dieses war auch stets sichtbar.

Möchten sie doch viele Nachfolger finden! Der Diamant bleibt doch Diamant, wenn er auch ganz ohne Prunk gefaßt ist, und der Kiesel ist Kiesel, und bleibt Kiesel, wenn man ihn auch noch so prächtig faßte. Ists mit dem Menschen nicht eben so? Der gute und weise Mensch behält seinen Werth, auch in der einfachsten Kleidung, und der Thor und schlechte Mensch bleibt ein Thor und ein schlechter Mensch, wenn man ihn auch nach nach der neuesten Pariser Mode ausstaffiren liesse.

Vom Hrn. Prediger Villaume habt ihr doch auch wohl etwas gelesen? ich zweifle daran gar nicht, da er sehr viel Nützliches und Unterhaltendes für Kinder geschrieben hat. Welch ein lehrreiches und unterhaltendes Buch ist seine Geschichte des Menschen! Habt ihr es noch nicht gelesen? so wollte ich euch doch rathen, daß ihr eure lieben Eltern bätet, dasselbe zu kaufen, und eure lieben Lehrer, es mit euch durchzugehen. Ihr würdet daraus ungemein viel lernen. Diesen lieben Kinderfreund Villaume und sein verständiges und rechtschafnes Weib lernten wir nun durch Hrn. Fischer auch kennen, und unser Vergnügen bekam durch diese Bekanntschaft einen neuen Zuwachs.

Meine Zöglinge hängten sich vorzüglich auch deswegen an ihn, weil er zwey muntere gute Söhne hatte, die mit ihnen beynahe von gleichem Alter waren. Von diesen, und von der Erziehungsanstalt, die Hr. Villaume mit seiner Gehülfin eingerichtet hat, will ich euch bald etwas Mehreres sagen.

In dem Hause des lieben Fischers erneuerte ich auch eine Bekanntschaft, die ich schon vor einigen Jahren in Erfurt gemacht hatte, mit dem Herrn Prediger Westphal. Wenn ihr ihn nur eine Viertelstunde sprechen solltet, so würdet ihr ihn lieb gewinnen, so viel Angenehmes und Gefälliges hat er in seinem Umgange. Er hat auch viel Gutes geschrieben, das ihr künftig mit großen Nutzen lesen werdet. Ich nenne euch itzo nur das Buch, welches er Porträts nennt, worinne er die verschiednen Arten der Menschen zu denken und zu handeln so lebhaft vorgestellt hat, daß es ist, als wenn man die Menschen vor sich stehen sehe. Ich umarmte ihn, und freuete mich herzlich über das unvermuthete Wiedersehn. Eben so herzlich, und noch weit herzlicher umarmten sich unsre Weiber, und es war eine wahre Lust, dieser Umarmung zuzusehen. Wie

wenn

wenn ein Paar Schwestern einander nach einer langen Trennung wieder sehen, so feurig war ihre Umarmung. Sie geselleten sich sogleich zueinander, und konnten gar nicht fertig werden miteinander zu plaudern.

Woher das wohl mag gekommen seyn!

Die Frau Westphalin war, werdet ihr sagen, vielleicht eine vorzüglich rechtschaffene Frau?

Allerdings. Aber wir hatten ja noch mehrere rechtschaffne Weiber in unsrer Gesellschaft.

Ach! da werden die Weiber einander wohl zuvor gekannt haben?

So viel ich weis, ganz und gar nicht. Aber ich will euch nur nicht länger rathen lassen — sie war unsere Landsmännin. Und dieser angenehme Auftritt bestätigte bey mir die Anmerkung, die ich schon lange gemacht hatte, daß nämlich jeder gute Mensch eine unauslöschliche Liebe zu seinem Vaterlande habe, und geneigt sey, mit Landsleuten, die er auch sonst nicht gekannt hat, Freundschaft zu schließen, sobald er sie in der Fremde findet.

Gebt einmal auf euch selbst Achtung, wenn ihr einmal zwanzig oder dreißig Meilen weit von der

Vaterstadt, wegkommen solltet, (welches gewiß den mehresten begegnet) und findet da unvermuthet einen Landsmann, was da in euch vorgehen wird! und saget, ob ich nicht Recht habe?

Von einem schrecklich großen Weinfaße.

Da wir gegen unsern lieben Wirth ein Verlangen blicken ließen, die Merkwürdigkeiten von Halberstadt zu sehen, so war er auch gleich bereit, uns davon so viel zu zeigen, als wir in der kurzen Zeit, die wir zu unserm Aufenthalte daselbst bestimmt hatten, sehen konnten.

Zuerst giengen wir nach den Spiegelschen Bergen zu.

Der Weg führte uns über einen kleinen Fluß, der, wie wir erfuhren, die Holdemme hieß. Meine Zöglinge freueten sich darüber ausserordentlich; thaten

thaten mancherley Fragen an unsere Halberstädtischen Freunde, und betrachteten die Holdemme so aufmerksam, als wenn sie in ihrem Leben noch keinen Fluß gesehen hätten. Die Ursache war, weil sie erst die Holdemme aus der Beckerschen Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, die gewiß vielen von euch manche vergnügte Stunde gemacht hat, kennen lernen, und von der großen Ueberschwemmung gelesen hatten, die sie vor kurzem angerichtet hatte. Sie hatten deswegen in das Tagebuch, in welches sie gewöhnlich eintragen, was für Kenntnisse sie sich jeden Tag erworben haben, geschrieben: Die Holdemme ist ein kleiner Fluß bey Halberstadt. Und das war eben die Ursache, warum sie sich so sehr freueten, da sie nun mit ihren eignen Augen die Holdemme sahen, deren Namen sie in ihr Tagebuch eingetragen hatten. Sie erfuhren also, daß man weit mehr Vergnügen empfinde, wenn man die Sachen selbst besieht, als wenn man sie nur der Beschreibung nach kennt.

Sobald wir vor das Stadtthor kamen, lagen die anmuthigen Berge vor uns, die man insgemein die Spiegelschen nennt. Sonst waren es kahle Felsen, seitdem sie aber grünen, heißen sie die Spie-

gelschen Berge, weil der würdige Freyherr von Spiegel sich seit einigen Jahren ein eignes Geschäfte daraus gemacht hat, diese Berge umzuschaffen, sie mit mannichfaltigen Hölzern anzupflanzen, Spatziergänge darauf anzulegen, allerley Lusthäuser, Thürme, Wasserleitungen, Lauben, und ein Haus hinzustellen, wo die Spatziergänger Erfrischungen bekommen könnten.

Der Weg, der zu diesen anmuthigen Höhen führte, war sehr volkreich, indem eine große Anzahl vornehmer Personen und gemeiner Bürger auf demselben, nach diesen Bergen, wallfahrtete, um da in der schönen Natur sich zu freuen, und von ihren Arbeiten zu erholen.

Da ihr nun wohl schon ziemlich meine Denkungsart kennen werdet, so könnt ihr leicht erachten, was ich bey diesem Anblicke dachte. Gott segne, dachte ich, den Edlen, der seine Kräfte so thätig verwendet, die Welt zu verschönern, und das Vergnügen seiner Mitmenschen zu befördern. So oft er sieht, was durch ihn da ist, entfliehe aus seiner Seele aller Kummer, und er empfinde alle die Freude, die das Theil derer ist, die Gutes sehen, das durch sie da ist!

Ich könnte euch nun vieles erzählen, von dem mannichfaltigen Angenehmen, das wir hier fanden, und von den anmuthigen Anblicken, durch die wir oft überrascht wurden. Ich will euch aber, um mich kurz zu fassen, nur das sagen, was vorzüglich Ferdinands und Moritzens Aufmerksamkeit auf sich zog.

Wir wurden in ein unterirdisches Gewölbe geführt, in dem nur ein Fäßchen stund, das aber so groß war, daß beynahe das ganze Gewölbe damit ausgefüllt wurde. Meine Zöglinge schlugen vor Erstaunen über die Größe des Faßes, in die Hände, und wir alle waren darüber nicht viel weniger erstaunt, weil wir in der That nie ein Faß gesehen hatten, das, in Ansehung der Größe, mit diesem hätte können verglichen werden. Da wir unsern Begleitern unsere Verwunderung zu erkennen gaben — Hui! da waren meine Zöglinge, zugleich mit den Söhnen des Herrn Villaume, verschwunden. Die beyden Villaume waren, ohne sich viel zu bükken, durch das Loch gekrochen, wo sonst der Zapfen zu stecken pflegt, und meine Zöglinge waren ihnen nachgefolgt. Ihr könnt also leicht denken, was dieß für ein Zapfenlöchelchen gewesen seyn muß.

Dieses Faß hat der Bischoff von Halberstadt, Heinrich Julius, zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, von eben dem Meister, der das bekannte Heydelberger Faß gemacht hatte, verfertigen lassen. Es ist 18′ 2″ hoch (was die ″ bedeuten, laßt euch euren lieben Lehrer sagen) und 12′ lang. Das daran befindliche Eisenwerk wiegt 124 Centner, und das ganze Faß 636 Centner 99 Pfund.

Es ist so geräumig, daß es 28672 Stübchen in seinen Bauch fasseu kann, und kostete dem Hrn. Bischoff Heinrich Julius, der es in sein Schloß zu Grüningen setzen ließ, von da es der Freyherr von Spiegel, als eine Seltenheit, nach den Spiegelschen Bergen führen ließ, 6000 Rthlr.

Der mag also wohl mehr Geld als ich und die mehresten meiner Leser gehabt haben; weil er so viel an ein Weinfaß wenden konnte. Und wenn wir auch 6000 Rthlr. übrig hätten, so wollten wir diese schon besser anwenden. Was ich damit machen wollte, weis ich wohl, aber was wolltet ihr wohl mit so vielem Gelde anfangen?

Der Hr. Bischoff, Heinrich Julius, mag auch wohl, in Ansehung des Weins, mit Hrn. Gleim

nicht

nicht einerley Meynung gewesen seyn; es scheint vielmehr, als wenn er ein großer Liebhaber dieses Getränks gewesen wäre.

Dieß sollen sonst die Herrn Bischöffe oft gewesen seyn. Denn, weil sie nichts zu thun hatten, so saßen sie lange bey Tafel, berauschten sich, schliefen dann einige Stunden, zechten wieder bis in die späte Nacht, und stunden von ihrem Schlafe wieder auf, wann der arbeitsame Bürger von seinen Geschäften schon ziemlich ermüdet war. So taumelten sie dem Grabe und der Ewigkeit entgegen, und erfuhren, daß es wahr sey: **Müßiggang lehret viel Böses!** Itzo, da die Herrn Bischöffe großentheils anfangen, sich als Lehrer und Vorbilder ihrer Heerde zu betrachten, befleißigen sie sich auch mehr der Nüchternheit.

Ueberhaupt ist die Völlerey in den vorigen Zeiten ein sehr gewöhnliches Laster gewesen. Man besuchte fast keinen Schmaus, ohne betrunken nach Hause zu gehen. Ja es gieng so weit, daß man es nicht mehr für eine Schande, sondern sogar für eine Ehre hielt, wenn man recht viel saufen konnte. Die Menschen sind doch also auch in diesem Stücke besser geworden. Man sieht nicht nur weit weniger

ger Trunkene als sonst, sondern wenn auch ja bisweilen einer zum Vorschein kommt, der den Wein, bis zur Trunkenheit, genossen hat, so verachtet man ihn als einen Thoren. Und das ist er denn auch wirklich, weil er sich seines Verstandes beraubt, zur Arbeit untüchtig macht, und seine Gesundheit zerstört. Ja er ist noch weit mehr, als ein Thor, er wird zum Räuber an seinem Nebenmenschen, indem er unmäßig in sich gießt, woran sich so mancher arbeitsame und schwächliche Bürger hätte erquicken können.

Gymnastische Uebungen.

Da wir das große Faß besehen hatten, eilten wir geschwind aus dem Gewölbe, wo es stund, wieder heraus. Wir eilten, sage ich, wieder heraus, denn

die Witterung war sehr warm; durch das Gehen und Besteigen der Berge waren wir alle so erhitzt, daß wir vom Schweiße troffen, und im Gewölbe war es kalt. Wäre es also wohl gut gewesen, wenn wir uns lange darinne aufgehalten hätten? Was hätte es wohl für Folgen haben können, wenn wir länger darinnen geblieben wären?

Sobald wie heraus waren, durchstrichen wir wieder die anmuthigen Spaziergänge, kletterten von einer Anhöhe zur andern, und kamen endlich an eine Leiter, die an ein Gebäude gelehnt war.

Sobald sie Ferdinand und Moritz erblickten, erwachte in ihnen die Begierde, einige von den Künsten sehen zu lassen, die sie in Dessau, bey dem Hrn. Professor Du Toit, erlernt hatten.

Sie stiegen also erst die Leiter hinauf, mit zusammengeschlagnen Armen, giengen wieder herab, traten unter die Leiter, faßten erst mit der rechten Hand die eine, dann mit der linken die nächstfolgende, dann wieder mit der rechten Hand die nächstfolgende Sprosse, und zogen so ihren Körper immer höher hinauf, ohne mit den Füßen die Leiter zu berühren; dann faßten sie mit beyden Händen

eine

eine Sprosse fest, hiengen so ohngefähr eine Minute lang, und schwenkten sich, dann kletteren sie wieder auf eben diese Art herab, wie sie hinauf gestiegen waren.

Allen meinen Begleitern und Begleiterinnen gefiel diese Uebung, aber niemanden mehr, als den beyden Söhnen des Hrn. Villaume. Sobald sie diese Uebung gesehen hatten, sagten sie: das müssen wir auch versuchen! Gesagt, gethan. Sie machten alle die Kunststücke meiner Zöglinge so gut nach, daß sie unser aller Beyfall erhielten.

Ich freuete mich vorzüglich darüber, weil ich hieraus schloß, daß Hr. Villaume ein sehr guter Erzieher seyn müsse, der nicht nur seine Zöglinge dazu anführe, ihren Kopf, sondern auch ihre übrigen Glieder zu brauchen. Und das mag wohl sehr weislich seyn. Denn wir haben ja nicht nur einen Kopf, sondern auch Hände, Füße, und eine Menge Muskeln in unserm Körper! und der Kopf kann so wenig wirken, wenn die übrigen Glieder und Muskeln des Körpers nicht geübt sind, als ein Hausherr, der von lauter plumpen, faulen und ungeschickten, Gesinde bedient wird.

Auf dem Rückwege wurde fast von nichts, als von Gymnastik, oder Leibesübungen, gesprochen, und alle stimmten darinne überein, daß jungen Menschen, die einmal glückliche und brauchbare Leute werden wollten, die Gymnastik unentbehrlich sey. Dadurch wurde bey dem größten Theile der Reisegesellschaft, die Lust zur Gymnastik so rege gemacht, daß fast der ganze Rückweg Gymnastik war. Ueber jeden Graben setzten wir, wenn wir einen Baum sahen, so faßten wir die Aeste mit den Händen feste, und bemühten uns, den Körper nachzuziehen. Es wurden auch Wettrennen angestellt, erst von den Knaben, in welchen der ältere Villaume und Ferdinand sich vorzüglich gut hielten, dann von den Mädchen, die Hr. Villaume erzieht, und die unsere Begleiterinnen waren, und endlich von den Alten selbst. Immer zwey und zwey liefen miteinander nach einem bestimmten Ziele.

Was mich betrift, so stellte ich meinen Wettlauf mit einem jungen Manne an, der an der Domschule, die durch unsern lieben Fischer regiert wird, Lehrer ist, und — ward überwunden. Die Ursache mochte wohl diese seyn, weil ich erst im sechs und dreyßigsten Jahre angefangen hatte, meinen

nen Körper zu üben, jener aber es weit früher gethan hatte.

Deswegen glaube ich, wenn man einen recht gelenken Körper haben wolle, so dürfe man die Uebung desselben nicht bis das sechs und dreyßigste Jahr versparen.

Ob ich nun aber gleich war überwunden worden, so maulte ich deswegen doch nicht, sondern freuete mich vielmehr über die Geschicklichkeit des lieben jungen Mannes, der mich, nachdem er mich überwunden hatte, versicherte, daß er dergleichen Uebungen oft mit seinen Schülern anzustellen pflege.

Dieß war mir wieder ein Beweis, daß die Menschen doch immer besser und vernünftiger werden. Denn noch vor zehn Jahren verlangte man in den mehresten Schulen, daß die Lehrer immer ernsthaft seyn und recht steif gehen sollten; die Schüler wurden gezwungen, fast den ganzen Tag in verschloßnen Stuben zu seyn, und den Vortrag ihrer Lehrer anzuhören. Spiel und Bewegung wurden ihnen nur selten erlaubt, und an Uebung der körperlichen Kräfte wurde fast gar nicht gedacht. Auf diese Art wurden Lehrer und Schüler verdrüß-

lich

lich gemacht, die letzten wurden schwächlich, bekamen ein kurzes Gesicht, und wenn sie bey ihren Geschäften und Reisen in Gefahr kamen, so wußten sie sich weder zu rathen noch zu helfen.

Itzo wird es aber ganz anders. In vielen Schulen wird es schon Mode, daß die Schüler, in gewissen Stunden allerley Leibesübungen haben, und ich will es wohl noch erleben, daß es durchgängig gewöhnlich wird, daß die Lehrer mit ihren Schülern laufen, springen, den Ballen schlagen, schwimmen und auf dem Eise gehen. Dann werden die Menschen auch weit geschickter, gesünder und frölicher werden.

Da wir wieder zur Stadt kamen, trafen wir einen Trupp Knaben an, der auch eine Art von Gymnastik trieb. Sie ahmten die Uebungen der Soldaten nach, jeder hatte an die linke Seite einen Stock gesteckt, der einen Pallasch, und hielt einen andern Stock auf der Schulter, der eine Flinte vorstellen sollte. Einer von ihnen war Officier, und commandirte. Nach seinem Commando mußten die andern stehen, sich schwenken, marschiren, Halt machen, laden, Feuer geben, u. dgl.

Ich

Ich erinnere mich nicht, daß ich unter den Dessauischen Kindern diese Uebung gesehen habe. Ihre gesellschaftlichen Spiele stellten vielmehr fast immer eine Jagd vor. Da waren einige von ihnen Jäger, andere Hirsche, und noch andere Hunde.

Der Grund von dieser Verschiedenheit ist leicht zu finden. Im Preußischen ist es nöthig, um die Sicherheit des Landes zu erhalten, daß viele Soldaten da seyn müssen, die sich beständig in den Waffen üben. Im Dessauischen hingegen ist es, der vielen Wälder wegen, nöthig, daß oft Jagden angestellt werden. Weil nun die Preußischen Kinder oft Waffenübungen, die Dessauischen hingegen Jagden sehen, so thut jedes nach, was es von den Erwachsnen gesehen hat. Die kleinen Preußen spielen des Soldatens, und die kleinen Dessauer die Jagd. Es trift da wohl ein: Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen.

Ob es nun wohl gut ist, wenn Kinder vertrauten Umgang mit Leuten halten, von denen sie nichts Gutes, vielmehr lauter Böses sehen?

Ver-

Verschiedene Anstalten, die Menschen besser und klüger zu machen.

Nachdem wir den Abend in des Herrn Fischers Hause, in einer auserlesenen Gesellschaft von guten Menschen, sehr vergnügt zugebracht, die Nacht durch recht sanfte geschlafen hatten, erwachten wir mit neuer Kraft, und genossen unser Frühstück, (versteht sich, nachdem wir uns alle gewaschen, gekämmt, den Mund ausgespült und reinlich angezogen hatten. Denn das wäre doch sehr unartig, wenn man mit ungewaschnen Händen, ungekämmten Haaren und schmuziger Wäsche, zum Frühstücke kommen wollte) (*) in Hrn. Fischers und seiner liebenswürdigen Familie Gesellschaft.

Wir führten ein sehr unterhaltendes Gespräch. Da es aber am lebhaftesten war — weg war un-

ser

(*) Ein solcher Satz, der in die Rede eingeschalten, und mit Klammern eingefaßt ist, heißt eine Parenthese.

ser lieber Fischer. Bald kam er zwar wieder zum Vorschein, war aber angezogen, als wenn er ausgehen wollte, hielt einige Bücher unter seinem Arme, machte uns eine Verbeugung, und sagte: ich muß nun in meine Schule gehen, es hat sieben geschlagen.

Ob nun das wohl recht war, daß der Mann uns so verließ? er hätte ja die Schule wohl aussetzen, oder einen andern für sich Schule halten lassen können? Uns hatte er ja nur einmal bey sich, Schule konnte er hingegen täglich halten. Ueberlegt doch die Sache einmal, mit euren lieben Eltern, oder eurem lieben Lehrer!

Genug, der Mann gieng nun so von uns, ließ uns alleine, und hielt seine Schule.

Ich bat ihn, mir zu erlauben, seinem Unterrichte beywohnen zu dürfen, und erhielt diese Erlaubnis sogleich.

Da hatte ich nun wieder eine recht vergnügte Stunde. Unser lieber Fischer unterrichtete seine Schüler in der Naturgeschichte, mit so vieler Beredsamkeit und Anmuth, daß ich nicht eine Minute Langeweile hatte, sondern vielmehr, bey dem

Schluße der Stunde wünschte, er möchte noch eine geredet haben.

Ueberhaupt sehe ich es als ein sehr gutes Zeichen an, wenn in einer Schule die Naturgeschichte gelehret, oder den Kindern eine Kenntnis von den Dingen, die um sie herum die Natur hervorbringt, beygebracht wird. Das hat sonst auch in den mehresten Schulen gefehlt; die Schüler haben allerley, nur nicht die Dinge kennen lernen, die zunächst um sie sind.

Dieß ist mir nun wieder ein Beweis, daß die Menschen, mit dem Fortgange der Zeit, immer mehrere Einsichten bekommen. Denn was hilft denn alle Kenntniß von ausländischen Sachen, wenn man die nicht kennt, mit denen man umgeben ist?

Unser lieber Fischer trägt das Seinige dazu redlich bey, die Menschen besser und klüger zu machen. Laßt uns auch auf unsrer Seite darnach streben, daß wir immer besser und klüger werden, so werden wir mit der Zeit auch etwas zur Besserung der Welt beytragen können. Und das ist denn sehr billig. Gesetzt, daß wir in einer Gesellschaft wären, die sich durch ein anmuthiges Concert unterhalten ließe, jeder Gesellschafter trüge etwas dazu

bey, um die Musiker, wegen ihrer angewendeten Mühe und Unkosten, schadlos zu halten, und wir wollten nichts dazu beytragen; würde uns nicht jedermann für unartig halten? Eben so unartig, und noch weit unartiger wäre es gewiß, wenn wir ganz ruhig zusehen wollten, wie sauer es sich viele gute und brave Menschen werden lassen, um die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen zu befördern, und wollten nicht auch das Unsrige dazu beytragen. Ich dächte also, wir thäten es! Aber, wie gesagt, erst müssen wir selbst gut und klug seyn, ehe wir andere gut und klug machen wollen.

Nach geendigter Lehrstunde giengen wir aus, um die Domkirche zu besehen. Dieses ist ein sehr großes und altes Gebäude, wo man eine Menge Alterthümer, alte Inschriften, Grabmähler, Statuen, Bilder u. dgl. antrift. Hätte ich mit einigen Thalern mir die Zeit erkaufen können, dieß alles recht zu besehen, und mich mit einem Kenner darüber zu unterreden, so würde ich es gewiß gethan haben. Das war mir aber unmöglich. Ich mußte also alles nur obenhin betrachten, und will euch also von den vielen Statuen, Grabmählern, aufgehängten Knochen und Ribben, lieber gar nichts, als etwas Falsches sagen.

Bey unserm Eintritte wurde eben geprediget. Der Prediger ließ es sich sehr angelegen seyn, seine Zuhörer von dem, was er sagte, zu überzeugen. Ich sahe mich in der ganzen Kirche um, um die Zuhörer zu entdecken, die er eigentlich überzeugen wollte, konnte aber fast niemanden finden, als eine Menge steinerne Männer, die dem Prediger gegen über waren. Dieß war mir so lächerlich, daß ich mich wegwenden mußte, um nicht durch meine Miene die Aufmerksamkeit meiner Begleiter zu stören.

Es empfand auch wohl niemand das Sonderbare dieses Auftritts so lebhaft, als ich. Denn vor einigen Jahren war ich selbst Prediger, und da gieng es mir eben nicht besser. Wenn ich den Sonntag predigte, da hatte ich Zuhörer, und that, was ich konnte, um ihnen etwas Gutes zu sagen. Wenn ich aber in der Woche predigen mußte, so kam ich oft auf die Kanzel und sahe keinen Zuhörer, als den heiligen Moritz, der gerade der Kanzel gegenüber stund, kohlschwarz war, einen aufgeworfenen Mund, goldnen Harnisch hatte, und einen blosen Degen auf der Schulter hielt. Wann ich denn den heiligen Moritz anreden und sagen mußte: Lieben Freunde uud Zuhörer! so war mir das

bisweilen lächerlich, bisweilen aber auch so verdrüßlich, daß eine tiefe Runzel auf meiner Stirne entstund.

So sind aber die guten Prediger geplagt. Sie sollen immer so fortarbeiten, wie ihre Vorfahren vor hundert Jahren gearbeitet haben. Da könnten sie nun so vieles zur Verbesserung der Schulen thun, wenn sie diese und jene Misbräuche, die unsere Vorfahren einführten, abschaften, selten aber wird es ihnen erlaubt. Sie müssen vielmehr, neben ihren Sonntagspredigten, gemeiniglich noch eine Wochenpredigt halten, die gar selten Nutzen stiftet. Denn da die Woche hindurch jedermann beschäftigt ist, die Arbeiten, die ihm sein Stand auflegt, zu besorgen, so bleibt fast Niemanden Zeit übrig, die Kirche zu besuchen, und der gute Prediger hat den Verdruß, daß er den Statuen und Gemählden vorpredigen muß.

Unterdessen thun doch gewissenhaftige Prediger auch in diesem Falle, was sie können, um den wenigen Zuhörern, die zugegen sind, recht viel Gutes zu sagen. Und gute Kinder, deren Pflicht es ist, die Wochenpredigten zu besuchen, gehen dahin gern, weil sie aus den guten Versen, die bey dieser Ge-

legenheit gesungen werden, und aus den Predigten selbst, gar mancherley Gutes lernen können.

In der Domkirche suchte uns der liebe Villaume auf, und war so freundschaftlich, daß er uns einlud, seine Erziehungsanstalt zu besuchen. Daß wir alle diese Einladung mit Vergnügen annahmen, könnt ihr leicht denken. Denn welcher gute Mensch wollte nicht gern die Oerter besuchen, wo man sich damit beschäftigt, gute Menschen zu bilden.

In dieser Erziehungsanstalt sind nun, außer den Söhnen des Hrn. Villaume, keine Knaben, sondern lauter Mädchen, die, durch ihre Gefälligkeit, Munterkeit und Sittsamkeit, hinlänglich beweisen, daß sie unter der Aufsicht weiser und rechtschafner Erzieher, aufwachsen. Unser lieber Villaume las mit ihnen seine Geschichte des Menschen, und so oft sie ein Stück gelesen hatten, stellte er mit ihnen darüber eine Unterredung an. Da hatte ich nun eine gar große Freude. Sie fuhren nicht gerade zu mit der Antwort heraus, sondern besannen sich gemeiniglich ein wenig, ehe sie antworteten, dann war aber auch ihre Antwort fast immer so gut, daß

alle mit ihnen zufrieden waren, und ihre Freude bezeigten.

Und das hatten wir denn auch Ursache. Denn ich habe ander Kinder auch wohl sehr hurtig antworten hören, wenn ich die Sache aber genauer untersuchte, so waren es auswendig gelernte Antworten, von denen sie selbst nichts verstunden. Es war also im Grunde eben so gut, als wenn sie gar nichts geantwortet hätten. Diese hingegen machten die Antworten selbst, aus ihrem eignen Kopfe, und dieß war freylich weit besser, so wie es besser ist, wenn ein Kind selbst auf einen Berg steigen kann, als wenn es sich dahin muß tragen lassen.

Nachdem diese Unterredung geendigt war, fand sich ein Musikus ein, der diesen lieben Mädchen im Singen und auf dem Klaviere Unterricht gab. Bey dieser Gelegenheit sang und spielte eine von diesen guten Mädchen so schön, daß wir alle dadurch hingerissen wurden. Ich könnte ja wohl ihren Namen nennen, aber — wozu braucht denn das zu seyn? Wenn sie es liest, so weiß sie ja ohnedieß schon, wen ich meyne. Das Vergnügen, das sie am Klaviere findet, belohnet sie schon hinlänglich, für die darauf gewendete Mühe, und die Freude,

die

die uns das Bewußtseyn unserer guten Eigenschaften verschaft, ist viel, vielmehr werth, als aller lauter Ruhm.

So sehr ich nun den Verstand und die Geschicklichkeit dieser lieben Mädchen bewunderte, so hatte ich doch noch einige Bedenklichkeiten.

Es ist, dachte ich, wohl sehr gut, daß diese Mädchen ihren Verstand und Geschmack ausbilden, damit allein ist es doch aber nicht ausgerichtet. Sie wollen doch einmal Hausmütter werden, wollen über die Küche die Aufsicht führen, für die Wäsche und Kleidung ihrer Familien sorgen, und dazu wird doch wahrhaftig noch etwas mehreres erfordert.

Ich konnte meine Bedenklichkeiten nicht bey mir behalten, sondern fragte Herrn Villaume: Lernen denn diese Kinder auch, was zu Führung einer Wirthschaft erfordert wird? Dieß besorgt alles meine liebe Frau, war des Herrn Villaume Antwort. Und da ich mich mit dieser liebenswürdigen Frau dieserwegen in Unteredung einließ, wurde ich vollkommen überzeugt, daß sie gerade die Person sey, die Gott dazu bestimmt habe, gute Hausmütter zu bilden, die ihren Häusern wohl vor-

stehen, indem sie den ihr anvertraueten Mädchen mit großer Sorgfalt Anweisung zu allen Geschicklichkeiten giebt, die von einer guten Hausmutter erfordert werden.

Ich verließ diese vortrefliche Anstalt, mit dem herzlichen Wunsche, daß sie eine gesegnete Pflanzschule von guten und glücklichen Hausmüttern werden, und daß durchgängig die Erziehung des weiblichen Geschlechts eben so eifrig, wie die Erziehung des männlichen, möchte betrieben werden.

Eine

Eine schrecklich große Titulatur.

Bey den Gesprächen, die ich mit meinen lieben lieben Freunden führte, erfuhr ich auch, daß ein Kloster in Halberstadt sey, welches den Namen, das Kloster der willigen Armen führt, und daß in diesem Kloster sich eine Landsmännin von uns befände. Dieß erregte bey uns allen die Begierde, dieß Kloster zu besuchen, und unsere Freunde waren so gefällig, uns dahin zu begleiten. Dadurch machten sie, daß wir sie noch mehr lieb gewannen.

Gleich bey unserm Eintritte fragten wir nach unserer Landsmännin, sie wurde uns beygeführt, und, ohnerachtet wir einander sonst nicht gekannt hatten, so war es doch ein wirkliches Fest für uns, daß wir hier eiuander so unvermuthet antrafen. Sie führte uns zur Mater domina, oder zur Vorsteherin des Klosters, welches eine verständige, gefällige

fällige und ehrwürdige Nonne war, die uns auf ihrem Zimmer auf das liebreichste empfieng.

Bey der Unterredung mit ihr entdeckte es sich, daß sie und die mehresten ihrer untergebnen Nonnen, Eichsfelderinnen wären. Dieß machte uns noch vertraulicher, wir gaben einander die Hände, und nennten einander Landsleute.

Wir — wir waren Erfurter, und jene Eichsfelder — warum mögen wir wohl einander Landsleute genannt haben?

Je mehr ich diese Nonnen kennen lernte, desto lieber wurden sie mir: denn ich erfuhr von ihnen, daß sie nicht blos beteten, sondern auch arbeiteten, und durch ihre Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen suchten. Sie zeigten mir ihre Arbeiten, und ich kaufte davon verschiedenes für meine Töchter ein, weil ich glaube, daß man verbunden ist, die Arbeitsamkeit seiner Nebenmenschen aufs möglichste zu befördern.

Nachdem wir uns der Mater domina empfohlen, für alle Höflichkeiten gedankt, ihr ein zufriednes Alter, und einen frölichen Uebergang in die bessere Welt gewünscht hatten, baten wir sie,

uns

uns zu erlauben, ihr Kloster und ihre Kirche zu besehen. Sie war sogleich willfährig, und gab uns eine Nonne zur Begleiterin mit.

Da fanden wir nun vieles, das mir nicht recht gefallen wollte. In der Kirche trafen wir das Bild der Mutter Jesu an, das an dem Halse ein Viergroschenstück trug, wie es die thüringischen Bauersmädchen zu tragen pflegen. Dieß fiel mir freylich etwas auf, und — beynahe hätte ich darüber gelacht. Bald aber faßte ich mich. Wie? dachte ich, wenn eine leidende Person Gott um Errettung gebeten hätte, wäre erhöret worden, und hätte zum Beweise ihrer Dankbarkeit ihr letztes Viergroschenstück genommen, und es der Mutter Jesu geweihet? wäre dieß wohl lächerlich? Da Abel die Erstlinge seiner Heerde opferte, sahe ja Gott ihn und sein Opfer gnädiglich an, warum nicht auch eine Person, die ihm, aus ihrer Armuth, ein Viergroschenstück weihet? Ueberhaupt siehet ja Gott nicht auf das, was vor Augen ist, sondern er siehet das Herz an.

Ein Viergroschenstück also, das mit redlichem Herzen der Mutter Jesu umgehängt wird, muß ihm besser gefallen, als ein großes Allmosen, das

aus

aus eigennützigen Absichten, gegeben wird. Ich betrachtete also das Viergroschenstück mit Ehrerbietung, und glaubte nur, es wäre besser angewendet gewesen, wenn es einem wirklich Armen wäre gegeben worden.

Nachdem wir die Kirche besehen hatten, wurden wir in einen Saal geführt, der durchaus mit Bildern behängt war. Dasjenige, welches vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war das Bild Jesu, des Erlösers der Menschen, unter welchem folgende sonderbare Schrift stund, die ich sogleich abschrieb, da meine Begleiterin so gefällig war, mir hierzu Dinte, Feder und Papier, zu verschaffen.

Der allmächtige, allein weise, allerdurchlauchtigste und unüberwindlichste Fürst und Herr, Herr Jesus Christus, wahrer Gott von Ewigkeit, gekrönter König der himmlischen Heerschaaren, erwählter König zu Zion und dem ganzen Erdboden, zu allen Zeiten Mehrer der heiligen Christlichen Kirchen, einziger Hoherpriester und Erzbischoff der Seelen, Churfürst der Wahrheit, Erzherzog der

Ehren,

Ehren, Herzog des Lebens, Marggraf zu Jerusalem, Landgraf zu Judäa, Burggraf zu Galiläa, Fürst des Friedens, Graf zu Bethlehem, Freyherr von Nazareth, oberster Kriegsherr seiner Christlichen Kirchen, Ritter der höllischen Pforte, triumphirender Siegesheld und Ueberwinder des Todes, der Sünde und des Teufels, Herr der Herrlichkeit und Gerechtigkeit, Pfleger der Wittwen und Waisen, Trost der Armen und Betrübten, Richter der Lebendigen und der Todten, auch des himmlischen Vaters geheimder und vertrautester Rath, unser allergnädigster Schutzherr, allerliebster und getreuester Herr und Gott.

Der Verfasser dieser Unterschrift mag vermuthlich nicht gewußt haben, daß Jesus bey seinem Aufenthalte auf Erden alle Ehrentitel verschmähet habe, und daß man ihn entehre, wenn man ihm eine lange Titulatur beylegt, die nur für diejenigen Reiz haben kann, die ihren eignen Unwerth fühlen. Denn wer innern Werth hat, wer weise, stark, wohlwollend ist, der glänzt durch sich selbst, wozu braucht er denn glänzende Titel?

Ich dächte, wenn unter dem Bilde gestanden hätte: Jesus, der Erlöser der Menschen, so wäre mit wenigen Worten alles gesagt gewesen. Denn wie viele Macht und Weisheit muß man bey dem voraus setzen, der dazu bestimmt ist, die zahllose Schaar der Erdenbewohner von ihrem Elende zu erlösen!

Große

Große Wirkungen aus kleinen Ursachen.

Ich könnte euch gar vieles erzählen, meine Lieben, von dem, was in unsern freundschaftlichen Zusammenkünften gesprochen und abgehandelt wurde. Aber ob das wohl recht wäre? das ist nun eine andere Frage. Ich zweifle daran. Denn in vertraulichen Zusammenkünften entdeckt uns der Freund gar vieles, was er vor der ganzen Welt geheim gehalten wissen möchte, wäre es nun redlich gehandelt, wenn man es andern wieder sagen wollte? ich würde dadurch auch bald alles Zutrauen bey meinen Freunden verlieren, und sie würden mir weiter nichts sagen, als was die ganze Welt wissen könnte.

Etwas von unsern Gesprächen kann ich euch aber doch nicht vorenthalten, weil es gar zu merkwürdig und lehrreich ist, und ich überdieß den Namen des Freundes, den es betrift, verschweige.

Da wir einmal in einem Garten vertraulich zusammensaßen, kamen wir auch unter andern auf unsere Lebensgeschichte zu reden, und auf die Spuren der göttlichen Vorsehung, die jeder in der seinigen bemerkt hatte. Da kam nun gar vieles zum Vorschein, das unsere Verwunderung erregte, und uns im Vertrauen auf Gott befestigte, der uns alle

stets so leitet, daß wir seine Güte nnd Weisheit bewundern und preisen müssen.

Keine Lebensgeschichte rührte uns aber mehr, als diejenige, die einer unserer Freunde auf diese Art erzählte:

Mein ganzer gegenwärtiger Zustand rührt daher, daß ich einmal einen Tisch mit Porcellan umgestoßen habe. Ich befand mich in einer Gesellschaft, sprach mit einem Freunde, und stieß, da ich einen Schritt zurücktreten wollte, den Tisch um, der mit Porcellan besetzt war, so daß fast alles in Stücken zerbrochen wurde.

Was war zu thun? Ich hielt mich für verpflichtet den angerichteten Schaden wieder gut zu machen und ein neues Service verfertigen zu lassen. Ich that es und wählete die Mahlerey selbst, die darauf kommen sollte.

Bald darauf kam der Prinz von N. in dieses Haus, sahe das Porcellan, die Mahlerey gefiel ihm, und er erkundigte sich, wer der Erfinder davon sey?

Da er erfuhr daß ich es wäre, ließ er mich rufen, bezeigte mir sein Wohlgefallen, und fragte, ob ich nicht Lust hätte in seine Dienste zu treten?

Ich that es mit Vergnügen. Und nun bekam auf einmal mein ganzes Schicksal eine ganz andere

andere Richtung. Ich kam nun in Verbindung mit einer Menge wichtiger Personen, bekam mehr Zutrauen zu mir selbst, versuchte allerley und es gelang mir, und so bin ich denn das geworden, was ich bin.

Diese Erzählung muß euch, lieben Kinder, ungemein wichtig seyn. Ihr seht daraus, daß der Regierer der Welt eine so weise Einrichtung gemacht habe, daß durch die kleinsten Ursachen oft die größten Wirkungen hervorgebracht werden müssen.

Ihr treft davon beständig Exempel an. Betrachtet z. E. eine recht große Eiche, so seht ihr eine sehr große Wirkung. Und was war die Ursache davon? sie war sehr klein — sie war eine Eichel. Daß diese Eichel nicht wie Millionen andere von den Schweinen gefressen wurde, das wurde vermuthlich durch eine sehr kleine Sache verhindert. Vielleicht hatte einmal ein Rabe ein Aas entdeckt, sich an demselben satt gefressen, fand alsdenn die Eichel, hatte keinen Appetit mehr sie zu verzehren, machte deswegen mit seinem Schnabel ein Loch in die Erde, versteckte sie in dasselbe, und so keimte die Eichel, wurde erst ein Reiß, dann ein so hoher Baum. Denn das haben viele Beobachter der Natur bemerkt, daß die mehresten Eichen auf diese Art durch Raben gepflanzt werden.

Und wenn ihr einmal älter werdet, und denkt nach, warum ihr dieß, und nicht etwas anders geworden seyd, so werdet ihr ebenfals immer finden, daß der erste Grund davon in einer sehr kleinen Ursache liege.

Wie lehrreich ist uns dieß? Ist es also wohl recht, wenn man leichtsinnig handelt? kann man nicht durch eine eiznige unüberlegte Handlung oder Rede sich einen Verdruß zuziehen, der lebenslang dauert? Sollten wir wohl unter den Widerwärtigkeiten dieses Lebens kleinmüthig werden? es lebt ja ein Gott, der auch die kleinsten Umstände so lenken kann, daß sie unser Glück befördern müssen.

Aber, werdet ihr mir einwenden, warum verlangst du denn von uns, daß wir so bedächtlich werden sollen. Das Glück deines Freundes rührte ja nicht von seiner Bedächtlichkeit, sondern von einem wirklichen Versehen her? da muß ich euch nun wieder sagen, lieben Kinder, daß ihr mich garnicht recht verstanden habt. Daß mein Freund den Tisch mit Porcellan umstieß, das war freylich ein Versehen. Wenn er es aber dabey hätte bewenden lassen, hätte entweder den Schaden gar nicht wieder gut gemacht, oder hätte das Porcellan gekauft, wie es in der Fabrik war, so würde ihn der Prinz wohl nicht bemerkt haben. Denn ein porcellanen Service

vice zerbrechen, oder wenn es zerbrochen ist, ein anderes kaufen, ist nun so wichtig wohl nicht, daß man dadurch eines Prinzen Aufmerksamkeit erregen könnte. Die kluge Art, wie sich mein Freund bey dem Unglück, das ihm begegnete, benahm, diese war vielmehr der Grund, warum der Prinz auf ihn aufmerksam wurde.

Und daraus können wir denn folgendes lernen, daß wir erstlich mit aller unserer Klugheit und Vorsicht es nicht verhindern können, daß nicht bisweilen uns etwas Widriges begegnen sollte; daß wir aber zweytens den Grund zu unserm Glück legen, wenn wir uns die Widerwärtigkeit weiser machen lassen, begangne Fehler wieder gut zu machen suchen, oder bey unverschuldetem Unglücke unser Nachdenken anspannen, um Mittel zu finden, unsere Umstände zu verbessern.

Abreise von Halberstadt.

Unsere Freunde baten uns, länger in Halberstadt zu bleiben, wo möglich die ganze Woche durch. Hätten wir unsern Neigungen folgen wollen, so wären wir wohl alle geblieben. Aber alsdenn so

würde mein Amt nicht seyn besorgt worden, und meine kleine Familie, die ich zu Hause zurück gelassen hatte, würde geglaubt haben, es wäre uns ein Unglück zugestoßen, welches ihr großen Kummer würde verursacht haben. So giebt es also Fälle, wo man die unschuldigsten Neigungen unterdrücken muß, um andern nicht damit Verdruß zu verursachen.

Wir folgten deswegen unsern Neigungen nicht, und gaben nur so weit nach, daß wir einen Tag länger, als wir uns vorgenommen hatten, bey unsern Halberstädtischen Freunden verweilten, dabey uns aber vorsetzten, daß wir die Rückreise so eilfertig thun wollten, daß wir doch noch zur bestimmten Zeit zurück kämen.

Wir trennten uns also, mit Dankbarkeit gegen alle empfangne Gefälligkeiten, und mit dem Wunsche, sie bald erwiedern zu können.

Bey unserer Rückreise zog vorzüglich der Harz, dieses schöne Gebirge, das auf seinem Gipfel die größten Wälder, und in seinem Schoose allerley Arten von Erz ernährt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir erblickten auch die Stadt Blankenburg, welche zum Braunschweig-Lüneburgischen gehört, und in deren Nähe sich die berühmte Baumanns-

höhle

höhle befindet, von der ihr ohne Zweifel vieles werdet haben erzählen hören.

So nahe war ich dieser Gegend noch nie gewesen, die ich schon längst wünschte einmal besuchen zu können. Meine ganze Begierde strebte dahin. Aber auch diese unschuldige Begierde mußte ich unterdrücken, und mich bloß damit begnügen, den schönen Harz in einiger Entfernung zu betrachten.

Da ich ihn so recht sehnsuchtsvoll ansahe, gieng der Weg an einen kleinen Hügel hin, und weg war mein Harz. Ich mochte mich soweit aus dem Wagen legen, als ich wollte, so konnte ich doch von dem Harze nicht eher etwas wieder sehen, bis wir vor dem Hügel vorbey waren. Und gleichwohl war doch der Hügel gegen das große Harzgebirge gar nichts. Wie mag es doch, in aller Welt, nur zugegangen seyn, daß ein so kleiner Hügel ein so großes Gebirge bedecken konnte.

Nachdem wir einige Stunden gereist waren, und uns über den Harz unterredet hatten, erblickten wir die Stadt Quedlinburg, welche einer Aebtissin gehört, aber unter Preußischen Schutze steht. Vor derselben war eine ziemlich große Ebne, in welcher ein Trupp preußischer Soldaten in den Waffen geübt wurde.

Dieser Anblick war meinen Zöglingen neu, und machte ihnen solche Freude, daß sie mich baten, den Wagen einige Zeit Halt machen zu lassen, damit sie die Uebungen der Soldatrn desto besser beobachten könnten.

Ich gab ihnen nach und freuete mich nicht wenig über die Pünktlichkeit, Ordnung und Geschwindigkeit, die ich hier bemerkte. Die Soldaten stunden in drey langen Reihen da, die wieder in viele kleinere Trupps vertheilt waren. Soviel ich aus den Bewegungen schließen konnte, die sie machten, stellten sie sich vor, als wenn sie jetzo in einer Schlacht wären, und ihren Feind zurückzutreiben suchten. Mit Gewißheit kann ich es freylich nicht sagen, weil ich noch in keiner Schlacht gewesen bin, auch gar zu große Lust eben nicht empfinde, ihr jemals beyzuwohnen. Ein Trupp nach dem andern wurde kommandirt: Achtung! an! Feuer! Achtung! an! Feuer! und so oft er diesen Befehl hörte, setzte er sich in die Stellung, als wenn er losfeuren wollte. Dann machte er alle die Bewegungen wieder, wie wenn er ladete, erwartete begierig wieder das Commando: Achtung! an! Feuer! dann stellte er sich wieder an als wenn er losfeuerte, und so gieng es abwechselnd durch die ganzen Linien fort.

Mit was für Pünktlichkeit und Geschwindigkeit dieß alles geschahe, kann ich euch unmöglich beschreiben. Das sage ich euch aber, daß, wenn ihr euch eine Vorstellung von der Größe und Kraft des menschlichen Verstandes machen wollt, ihr einmal etliche tausend Soldaten in den Waffen müßt üben sehen. Da erscheint der Mensch wie das Bild des Allmächtigen. Er spricht und es geschicht. Auf seinen Wink bewegen sich tausende fort, und stehen und schwenken sich und laden und feuren, so wie er es verlangt. Ist wohl auf unserer ganzen Erde ein Geschöpf zu sehen, das so etwas vermag? Sollte das nicht jeden von uns Hochachtung gegen sich selbst einflößen, und ihn abhalten durch Niederträchtigkeit und thierische Sinnlichkeit sich selbst zu entehren?

Mir fiel nun, da ich diese Uebungen sahe, noch etwas besonderes ein. Wenn nun diese Leute alle ihr Gewehr mit Kugeln geladen hätten, gegen ihnen über stünden andere, die eben so gut mit Kugeln versehen wären, diese feuerten nun im Ernste auf einander los — da müßte wohl schrecklich viel Blut fließen, da möchte es wohl vieles Seufzen, Wehklagen, Zähneknirschen, Röcheln und Verzukkungen geben.

Dieser Gedanke machte mich so wehmüthig, daß ich dem Kutscher befahl weiter zu fahren, und

da er fortfuhr wünschte ich, was ich zu wünschen pflege, so oft ich meine Mitbürger sehe die Feuerspritzen probiren. Eure Uebungen sind lobenswerth, Gott gebe aber, daß ihr so bald nicht Gelegenheit haben möget, davon Gebrauch zu machen!

Wir kamen nun der Stadt näher, und das erste, was uns bey dem Stadtthore in die Augen fiel war eine Heerde gemästete Schweine, die in die Schwemme getrieben wurden: daraus schloß ich, daß hier Leute wohnten, die von der Mästung der Schweine sich zu nähren suchten, und hatte eine Freude darüber. Auch meine Zöglinge freueten sich mit mir, und einer, ich weis nicht mehr welcher, sagte: ach! das sind fette Schweine! wenn wir doch drey bis viere davon hätten!

Ob nun aber ihr alle, die ihr dieß leset, so würdet gesagt haben, daran zweifle ich sehr. Ich vermuthe vielmehr, daß manche, wenn sie lesen, daß ich da von einer Schweinsheerde schreibe, die Nase rümpfen und sagen werden: Ei Schweine!

Das will mir nun nicht recht gefallen. Wenn ich einmal das Vergnügen haben sollte, euch zu bewirthen, setzte euch Schinken und Servelatwurst vor, da, denke ich, würdet ihr euch es wohl schmekken lassen. Würde ich aber dieß wohl geben können, wenn sich nicht Leute fänden, die sich mit

Mästung

Mästung der Schweine beschäftigten? Wenn alle Menschen, so oft sie Schweine sähen, sagen wollten: Fi! Schweine! so wären wir mit einemmale um unsere Schinken und Servelatwürste herum, die doch auf Reisen und Spaziergängen immer die beste Kost sind.

Und überhaupt habe ich es nicht gerne, wenn ich höre, daß man bey dem Anblicke eines Geschöpfs, das der liebe Gott gemacht hat, sagt; Fi! denn eben deswegen, weil es Gott gemacht hat, kann es nicht abscheulich seyn. Von den Schweinen gilt dieses besonders, es ist eines der nutzbarsten Thiere. Eine Menge von Sachen, die wir wegschütten müßten, verzehrt das Schwein, wird dabey groß, am Ende fett, und nährt uns mit seinem Fleisch und Fette. Freylich ist es ein unreinliches Thier, mit dessen Fütterung sich nicht leicht jemand abgeben wird, der Verstand und Kraft genug hat, etwas bessers zu thun, aber demohngeachtet kann man es in einer wohleingerichteten Haushaltung nicht entbehren, man muß es wenigstens durch andere verpflegen lassen, und wenn man dabey nicht Schaden haben will, sich darum bekümmern ob es gut verpflegt werde.

Wer gar zu ekel ist und bey allem, was nicht gut riecht und nicht gut aussieht, die Nase und das

Gesicht wegwendet und sagt: Fi! der ist in großer Gefahr, am Ende Nahrungssorgen zu bekommen.

Die Quedlinburger z. E. die diese Schweine ernähren, sind mehrentheils Brandeweinbrenner, die das, was nach Abziehung des Brandeweins übrig bleibt, zur Mästung der Schweine anwenden, ohne daß sie es ihnen selbst vorschütten. Wenn nun diese so empfindelnd wären, daß sie den Geruch und Anblick der Schweine nicht aushalten könnten, dann würde ein großer Theil ihrer Einkünfte wegfallen, sie würden ihre Brennerey bald einstellen, und Schulden halber einem andern überlassen müssen, der weniger empfindelnd wäre.

Ankunft in Quedlinburg.

Bey unserer Ankunft in Quedlinburg stiegen wir in einem Gasthofe ab, kleideten uns um und ließen unsere Ankunft dem würdigen Consistorialrath Hermes melden, der uns sogleich zu sich einladen ließ. Diese Einladung nahmen wir mit Vergnügen an, weil wir vorzüglich um seinetwillen nach Quedlinburg gekommen wären. Ob ihr ihn kennen werdet? weis ich nicht, weil ich mich nicht errinne-

errinnere, daß er etwas für Kinder geschrieben habe. Aber den mehresten eurer lieben Eltern wird er sehr wohl bekannt seyn, weil er sehr viel Gutes für Erwachsene geschrieben hat. Davon nenne ich euch nur sein Handbuch der Religion, welches mit allgemeinem Beyfalle ist aufgenommen worden. Durch dieses lehrreiche Buch ist der würdige Verfasser der Lehrer, Rathgeber und Tröster von gar vielen Familien geworden, die ihn, der Mühe wegen, die er darauf verwendete, segnen. Auch nenne ich sein Communionbuch, welches ich vorzüglich denen empfehle, die ihr Prediger für geschickt hält, das Abendmahl zu genießen, welches unser Erlöser zum Denkmale seines Todes und zur Beförderung der brüderlichen Liebe unter seinen Bekennern, gestiftet hat. Ich hoffe, daß alle, die dieß Buch brauchen, mir es verdanken werden, daß ich sie damit bekannt gemacht habe.

Es war ein seliger Augenblick, da ich diesen würdigen Mann, den ich schon lange vieler Ursachen wegen geliebt und hochgeschätzt habe, an meine Brust drücken konnte. Da er mich in seine Stube einführte, wurde meine Freude noch mehr vergrössert, da ich hier eine auserlesne Gesellschaft von guten Menschen antraf. Auser seiner liebenswürdigen Familie, von der ich bald etwas mehreres sagen

werde, fand ich auch hier den Herrn Pastor Götze, und den Herrn Pastor Cramer, mit seinem liebenswürdigen Weibe. Beyde Herrn kennt ihr ohne Zweifel aus ihren Schriften, da sie beyde nützliche und angenehme Bücher für Kinder geschrieben haben. Viele von euch haben sie gewiß gelesen, und sich darüber gefreuet. Nun möchtet ihr auch wohl gerne wissen wie diese Bücher hiesen? und das sagte ich euch gar zu gerne, weil es immer für mich ein Vergnügen ist, wenn ich, so weit es billig ist, das Gute bekannt machen kann, welches meine Mitmenschen gestiftet haben. Aber — aber — beyde Freunde haben es mir ausdrücklich untersagt, daß ich sie nie als Verfasser von diesen nützlichen Büchern nennen soll. Da muß ich halt schweigen, ob ich gleich einen gewaltigen Kützel fühle, das Geheimniß auszuplaudern. Denn wenn ich nun das Geheimniß ausplauderte, wißt ihr wohl was dieß für Folgen für mich haben würde?

Geheimnisse, die uns der Freund anvertrauet, sind, nach meiner Meynung so heilig und noch heiliger, als das Geld, das er uns aufzuheben giebt. Wer anvertrauete, unschädliche Geheimnisse ausplaudert, ist noch strafbarer als der, der anvertrauetes Geld unterschlägt.

Nachdem

Nachdem wir einige Zeit in der Stube uns sehr freundschaftlich unterhalten hatten, führte uns unser lieber Hermes in seinen Garten, und zeigte uns seine Blumen, Bäume und Küchengewächse, die er da verpflegte. Wir freueten uns alle mit ihm: denn ein Garten ist ein sehr wichtiges Stück der menschlichen Glückseligkeit, zumal wenn man in einer Stadt wohnt. Man kann da, so oft die Stubenluft anfängt lästig zu werden, in den Garten gehen, frey athmen, sich des vielen Schönen und Guten freuen, das hier die Natur hervorbringt und es durch seinen Fleiß noch mehr vervielfältigen. Wenn ich daher eine Erklärung von der vierten Bitte im Vater Unser: **unser täglich Brod gieb uns heute,** machen sollte, so würde ich zu den Sachen, die man gewöhnlich zum täglichen Brode rechnet, auch noch einen Garten setzen. Sollte man sich also nicht freuen, wenn man einen Freund findet, dem Gott ein so wichtiges Stück der menschlichen Glückseligkeit geschenket hat?

Während dem, daß wir im Garten herumspazierten, gesellete sich der würdige Pastor Götze zu meinen Zöglingen und zeigte ihnen einen Apfelbaum, dessen Blätter mit lauter schlangenförmigen Linien bezeichnet waren, die eine rostige Farbe hatten, fragte sie, woher wohl diese Linien kommen möchten?

ten? und da sie nicht sogleich darauf verfielen, nahm er eine Stecknadel, ritzte ein Blat auf, und zeigte ihnen den Urheber davon. Es war ein kleiner Wurm, der in dem Blatte wohnte, und in demselben sich nach seiner Bequemlichkeit Gänge machte, die nach und nach rostfärbig wurden. Darüber freueten sich Ferdinand und Moritz, und ich denke, wenn sie künftig dergleichen Blätter sehen, werden sie sich allezeit mit Dankbarkeit an den lieben Götze errinnern, der sie auf dieselben zuerst aufmerksam gemacht hat.

Lebendigtode Vögel.

Nachdem wir eine freundschaftliche Mahlzeit bey unserm lieben Hermes eingenommen hatten, besuchten wir den Herrn Küster Engelmann, von dem uns war gerühmt worden, daß er eine vortrefliche Sammlung von ausgestopften Vögeln besitze.

Gleich bey unserm Eintritte in sein Haus machten meine Zöglinge große Augen, schlugen in die Hände und sagten ah!

Denn

Denn da war ein ganzes Concert vorgestellt, das durch lauter ausgestopfte Thiere aufgeführt wurde. Wer eigentlich Musikdirektor war? Wer die erste, die andere Violine, das Violoncello, den Basson, die Flöte, den Flügel u. dgl. spielte, kann ich wirklich nicht mehr sagen. Nur soviel weis ich noch, daß der Chorus Musikus aus Wieseln, Iltisen, Eichhörnchen, Hamstern, Ratten und Mäusen bestund, davon jedes sein Instrumentchen im Pfötchen hielt, und durch die Geschicklichkeit des Herrn Engelmanns eine solche Stellung bekommen hatte, als wenn es das Instrument wirklich spielte.

Dieser Anblick war uns allen so unerwartet, daß er uns in Verwunderung setzte.

Aber unsere Verwunderung wurde noch weit mehr vermehrt, da er uns in das Zimmer führte, wo er die Vögel aufbehielt, die er mit eigner Hand ausgestopft hatte. Sobald wir in dasselbe traten, sahen wir uns fast mit allen gefiederten Bewohnern Deutschlands umgeben. Sie stunden alle da, als wenn sie lebten, deswegen nenne ich sie im Scherze lebendigtode Vögel.

Wir konnten des Betrachtens, Bewunderns und Fragens nicht satt werden, und der gute Herr Engelmann konnte nicht genug antworten. Bald rief eins, wie heist denn der Vogel, bald wieder ein

anderes, ists nicht wahr, dieser Vogel heist so? bald ein drittes, o was ist denn dieses für ein sonderbares Geschöpf! Bald versammleten wir uns alle bey einem Vogel und sagten einander, was wir davon wußten, bald zerstreueten wir uns wieder, jedes zu den Vögeln, die ihm die merkwürdigsten schienen. So blieben wir alle bey der Seekrähe oder Mewe stehen, welches ein weißer Vogel ist, der in seinen Flügeln einige schwarze Federn hat, und bey fischreichen Flüssen, Seen und Teichen sehr häufig ist, wo er auf und abfliegt, seine Augen immer auf das Wasser richtet, und sobald er ein Fischgen entdeckt, wie ein Pfeil herabschießt und es wegschnappt. Kurz zuvor hatten wir auf der Mulde eine kleine Schiffarth gehabt, und bey derselben das scharfe Gesicht, und die große Geschwindigkeit dieser Vögel bewundert und gewünscht, sie einmal in der Nähe betrachten zu können, deswegen war es uns allen so lieb, daß wir so unvermuthet den Vogel hier antrafen, den wir zu sehen alle gewünscht hatten.

Bey dieser Gelegenheit stellte ich auch ein kleines Examen mit meinen Zöglingen an. Ich fragte sie nämlich in wie viele Classen die Vögel eingetheilt würden? und dann wieder, zu welcher Classe dieser oder jener Vogel gehöre? Ferdinand konnte am hurtigsten und richtigsten antworten, welches daher kam,

weil

weil er bey Herrn Sandner im Philanthropin die Anfangsgründe der Naturgeschichte gelernt hatte, Moritz aber noch nicht, weil er jünger als Ferdinand ist. So oft nun Ferdinand antworten konnte, funkelten ihm die Augen, und die Freude lachte ihm aus seinem ganzen Gesichte, ja beyde schienen zu wünschen, daß sie alle diese Vögel kennen und etwas von ihnen zu sagen wissen möchten. Daraus schloß ich nun, daß es große Freude sey, wenn man etwas weis, und daß die kleine Mühe, die man auf das Lernen verwenden muß, durch diese Freude hinlänglich vergolten werde.

Ferner merkte ich an, daß Ferdinand einigemal mit großer Freude den Namen Sandner nannte. Wenn er den Namen eines nicht gar bekannten Vogels wußte, und die Classe angeben konnte, zu der er gehörte, so sagte er mehrentheils, das hat mich Herr Sandner gelehrt. Daraus schloß ich, daß die Männer, die Kindern etwas Gutes lehren, die Liebe der Kinder verdienen müßten, weil sie ihnen so viele Freude machen.

Ich habe euch von den Classen gesagt, in die die Vögel eingetheilt werden. Viele von euch werden sie schon kennen. Da aber doch manches unter euch seyn möchte, das davon noch nichts gehört, auch keinen

nen Erwachsenen um sich hätte, der ihm dieselben nennen könnte; so will ich sie euch doch hersagen.

Man theilt die Vögel insgemein in sechs Classen oder Ordnungen ein.

Die erste nennt man Raubvögel.

Die andere Spechtartige.

Die dritte Schwimmvögel.

Die vierte Stelzenläufer.

Die fünfte Hünerartige.

Die sechste Sperlingartige.

Die Vögel der ersten Classe haben krumme Schnäbel, und scharfe Nägel.

Die von der andern, haben einen geraden keilförmigen Schnabel, wie ein Rabe oder Elster.

Die von der dritten haben an ihren Zähen eine Schwimmhaut.

Die von der vierten haben lange Füße, die bis über die Knie kahl sind.

Die von der fünften haben einen Schnabel, davon das obere Theil etwas über das untere geht, und Nasenlöcher, die mit einer knorpelichten Haut überdeckt sind.

Zur sechsten rechnet man alle die kleinen Vögel, die in keine der ersten fünf Classen passen.

Die Kunst die Thiere auszustopfen, macht ebenfalls dem menschlichen Verstande Ehre. Denn dadurch

dadurch ist man im Stande, allerley Arten der Thiere, ohne Futter, lange Zeit so lebhaft zu erhalten, daß man an ihnen alle ihre Farben, und äusserlichen Merkmale beynahe so gut lernen kann, als wenn sie wirklich lebendig wären. Es kommt dabey vorzüglich auf dreyerley an.

1) Daß man ihnen die Stellung zu geben wisse, die sie von Natur haben. Denn fast jedes Thier hat seine eigne Stellung. Wenn man diese nicht zu treffen weiß, so macht man es unkenntlich, und der Kenner, der es sieht, wird darüber verdrüßlich. Dies verstund Herr Engelmann so vortreflich, daß wenn er seine Vögel auf Bäume, an Seen, oder überhaupt an solche Oerter gestellt hätte, wo sie sich gewöhnlich aufzuhalten pflegen, sie jedermann für lebendig würde gehalten haben.

2) Daß man sie gegen den Fraß der Motten zu verwahren wisse. Denn diese sind gar gefährliche Feinde der mehresten Sachen, die aus dem Thierreiche in Naturalienkabineten aufbewahrt werden. Und ich habe oft mit Misvergnügen gesehen, daß aller Fleiß, den man auf die Ausstopfung der Thiere gewendet hatte, durch die Motten ist vereitelt worden, so, daß nach wenigen Jahren von den schönsten Vögeln fast nichts als das Werg übrig blieb, mit dem sie ausgestopft waren. Auch dieses Ge-

heimniß verstund Herr Engelmann vortreflich. Denn an allen seinen Vögeln war nicht die geringste Spur von Mottenfraß sichtbar, und er versicherte, daß dieser nie sichtbar werden dürfe.

3) Daß man die Augen der Thiere nachzumachen wisse. Denn das Auge ist, wie bey dem Menschen, also auch bey den Thieren, immer der Ausdruck der Seele, die Augen vertrocknen aber, sobald das Thier tod ist. Man bemüht sich also die Augen, durch gefärbte Gläser, und andere Mittel nachzumachen, und ist viel daran gelegen, ob sie gut oder schlecht, nachgemacht werden. In wie weit dieses Herr Engelmann verstehe, habe ich damals zu untersuchen vergessen. Doch da dieser liebe Mann so großen Fleiß auf diese Sammlung verwendet hat, so zweifle ich gar nicht, daß er auch hierauf werde gesehen haben.

Wir schieden von ihm, und dankten ihm alle herzlich für das Vergnügen, das er uns durch die Erlaubniß, seine vortrefliche Sammlung zu besehen, verschaft hatte.

Da ihr nun wohl wünschen werdet, auch etwas aus seiner Sammlung zu sehen, so will ich euch im Vertrauen ein Mittel sagen, wie ihr etwas von ihm bekommen könnet. Es fehlen ihm noch in seiner Sammlung ein Silberfasan und eine Hauben-

benmeise, die er noch gar zu gern haben möchte. Wenn ihr also einen von diesen Vögeln bekommen könnt, so schicket ihm denselben geschwinde zu! da wird er euch bald ein Gegengeschenk mit etlichen wohl ausgestopften Vögeln machen. Ihr könnt euch darauf verlassen!

Bewohner der Eingeweide.

Von Herrn Engelmann giengen wir sogleich zu Herrn Göze, der uns eingeladen hatte, den Rest des Tags bey ihm zuzubringen. Wir wurden von ihm und seiner Gattin auf das liebreichste empfangen, und sie ließen es an nichts ermangeln, um uns die Stunden, die wir bey ihnen zubrachten, recht angenehm zu machen. Zu den angenehmen Unterhaltungen, die sie uns verschaften, gehörte vorzüglich die Vorzeigung ihres Naturalienkabinets. Dieses war sehr groß. Und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so war das ganze Haus des Herrn Göze ein Naturalienkabinet, denn, wohin man sahe, erblickte man etwas Merkwürdiges, das die Natur hervorbringt. Dieser liebe Mann scheint der Meynung zu seyn, daß, wer die Menschen von Gott unter-

unterrichten will, sich mit seinen Werken recht bekannt machen müsse. Deswegen fängt er auch den Unterricht seiner lieben Kinder immer damit an, daß er sie auf die Natur, oder, welches einerley ist, auf die Werke Gottes aufmerksam macht, damit sie daran ihr Nachdenken, ihre Beurtheilungskraft üben und gegen den großen Herrn, der dieß alles gemacht hat, Ehrfurcht bekommen mögen. Und hierinne mag er, meiner Meynung nach, wohl recht haben.

In seinem Naturalienkabinete war nun so viel Merkwürdiges, daß man davon leicht ein ganzes Buch schreiben könnte. Ich will euch aber nur etwas weniges von dem sagen, was das Allermerkwürdigste war, und das in Deutschland, vielleicht in der ganzen Welt, seines Gleichen nicht hat. Dieß war eine Sammlung von Eingeweidewürmern, oder von Würmern, die in dem Eingeweide der Thiere wohnen.

Diese aufzusuchen und zu beobachten, hat sich dieser fleißige Naturforscher zu einem besondern Geschäfte gemacht. Deswegen hat er mit einer Menge Leuten in und um Quedlinburg herum den Vertrag gemacht, daß sie die Eingeweide aller merkwürdigen Thiere, die in ihre Hände fallen, ihm zuschikken müssen. Und da Herr Engelmann beständig damit sich beschäftigt, daß er die Vögel abzieht und

ihre

ihre Felle ausstopft, so ist dieß für Herrn Göze eine sehr schöne Gelegenheit, das Innerste aller Arten deutscher Vögel zu untersuchen. Er hat alles Merkwürdige das er in dem Eingeweide der Thiere gefunden, sorgfältig in Spiritus aufbewahrt, und auf diese Art einen ganzen Schrank voll Gläser gesammlet, die alle mit Eingeweidewürmern angefüllt sind. Ihr würdet erstaunen, wenn ihr diese merkwürdige Sammlung sehen solltet, und ich rathe euch sehr, daß wenn ihr einmal durch Quedlinburg reiset, ihr Herrn Götze besucht, uud euch von ihm die Erlaubniß erbittet, diese Seltenheit besehen zu dürfen. Seine Gefälligkeit, mit der er jeden Fremden empfängt, läßt mich gewiß hoffen, daß ihr keine Fehlbitte thun werdet. Solltet ihr aber nicht dahin kommen, so rathe ich euch, daß ihr euch nach dem Buche umthut, das er unter dem Titel: **Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper**, geschrieben, und wo er alle die Wunder, die er in dem Innersten der thierischen Körper entdeckte, auf 44 Kupfertafeln vorgestellet hat.

Unterdessen, da doch viele dieses Buch nicht werden zu sehen bekommen, weil es der Kupfer wegen etwas theuer ist, so muß ich doch euch wenigstens eine und die andere von den Merkwürdig-

keiten bekannt machen die hier zu finden sind. Welche von den vielen soll ich wohl wählen? Ich dächte die, die uns zunächst angehen.

Die schrecklichste unter allen Merkwürdigkeiten vor der ihr euch gewiß entsetzen werdet, wenn ich sie euch beschreibe, war der Bandwurm. Dieser bekommt eine Länge von vielen Ellen: Herr Götze bewahrt einen auf der 6 7 Ellen lang ist. Er ist in dem Menschen und verschiednen Thieren zu finden, die dem Menschen nahe sind. Wehe dem, der ein solches Ungeheuer in seinem Leibe hat! es saugt nicht nur die besten Säfte weg und entkräftet so den Unglücklichen, von dessen Nahrungssafte es sich ernährt, sondern es verursacht ihm auch die empfindlichsten Schmerzen. Denn ihr könnt es euch wohl selbst vorstellen, was es für schreckliche Empfindungen machen muß, wenn ein so langes Thier sich in dem Eingeweide auf und nieder zieht und windet, und allerley andere Bewegungen macht. Daher sind die Unglücklichen, die einen so schlimmen Gast bey sich tragen, allerley traurigen Zufällen ausgesetzt. Bald bekommen sie Anfälle von Hitze und Frost, bald von Ohnmachten und Verzuckungen, oder werden am Ende gar wahnsinnig. Das traurigste ist, daß man noch nicht hat entdecken können, wie dieses fürchterliche Thier in die menschlichen

lichen Eingeweide komme, und also nicht weis, wie man sich dagegen schützen soll, und auch noch kein recht sichres Mittel entdeckt hat, dasselbe los zu werden. Man hat zwar viele Menschen davon glücklich befreyet, aber viele andere haben es auch mit in ihr frühes Grab nehmen müssen. Denn dieß Thier bestehet aus vielen hundert Gelenken, die sehr schwach mit einander verbunden sind und sich also leicht von einander losreißen. Wenn man nun auch so glücklich wäre sechs und sechzig Ellen von demselben wegzutreiben, und die sieben und sechzigste bliebe zurück, so würde doch diese bald so schnell wieder wachsen, daß das Abgegangene alles wieder ersetzt würde. Soviel hat man erfahren, daß dieses Ungeheuer die Hitze eher als die Kälte vertragen kann. Es hat in siedendem Wasser fortgelebt, durch den häufigen Genuß von kaltem Wasser ist es aber vielmal fortgetrieben worden.

Seht, lieben kleinen Leser, solchem Jammer sind wir in dieser Welt ausgesetzt! Welche Ermunterung für uns, recht fleißig und aufmerksam zu seyn, um durch unsern Fleiß und Geschicklichkeit den menschlichen Jammer lindern zu helfen. Sollte jemand von euch einmal das Mittel erfinden, die Menschen von diesem schlimmen Gaste zu befreyen, der verdiente gewiß mehr Lob, als Herkules, der,

wie

wie die Fabel sagt, eine vielköpfige Schlange soll getödtet haben, die die böse Eigenschaft an sich hatte, daß, statt eines Kopfs den man ihr abhieb, immer sieben andere wieder wuchsen.

Darauf sahe ich noch verschiedene Thiere, die sich auch gern im menschlichen Körper aufhalten, die man zwar weit häufiger findet, die aber doch weit weniger schrecklich sind, da man Mittel genug hat, sich von dieser Einquartirung zu befreyen. Dieß waren die Würmer, von denen manches von euch meine Lieben, wird geplagt seyn, und von denen vielleicht keines ganz frey ist. So lange ihre Anzahl gering ist, spürt man sie kaum, wenn sie sich aber vermehren, so können doch daraus verschiedne schlimme Zufälle entstehen.

Dagegen will ich euch nun gleich ein Mittel aus meinem Hausapothekchen mittheilen. Wenn ihr mäßig und züchtig lebt, und doch dabey blas aussehet, wenig Appetit zu warmen Speisen habt, Jucken in der Nase empfindet, und unruhig schlaft, so ist es höchst wahrscheinlich, daß ihr von diesen Gästen eine starke Einquartirung bey euch habt. Dann sagt es euren lieben Eltern, und meldet ihnen zugleich, ich hätte euch gerathen, sie sollten ein Loth gestoßnen Wurm = oder Zitwersamen kaufen, euch davon acht Tage lang, Morgends und

Abends

Abends eine Portion in Honig oder Muß einnehmen lassen, darauf euch etwas Rhabarber geben: so werdet ihr bald von diesem unangenehmen Besuche frey werden.

Aber — wollt ihr es denn hernach auch einnehmen? na? wie steht es damit? so gut wie Confekt schmeckt es freylich nicht, aber wenn ihr es nicht einnehmet, so ist euch auch wirklich nicht zu helfen. Guter Rath, wenn man ihn nicht befolgt, hilft gegen die Würmer so wenig, als Speise gegen den Hunger, wenn man sie nicht genießen will.

Von den Würmern, die man in dem Eingeweide der Thiere findet, und davon Herr Götze einen beträchtlichen Vorrath gesammlet hatte, will ich euch nur noch eine Art nennen, die man in den Lebern der Kälber und Schafe findet, und die dieselbe so lange zernagen und zerfressen, bis das arme Thier entkräftet dahin stirbt. Man nennt sie insgemein Egeln. Ich errinnere mich, daß ich sie in meiner Jugend einigemal gesehen habe. Ihre Farbe war eben diese, die die Leber hatte. Ihre Gestalt war wie ein Läppchen Fleisch, und man wurde nicht eher gewahr, daß sie lebendige Geschöpfe waren, bis man sie auf die Hand legte, da man denn gar deutlich sahe, daß sie durch allerley Windungen sich fortzubewegen suchten.

Wie

Wie mögen nun wohl diese Geschöpfe in das Eingeweide anderer Thiere kommen? das ist eine sehr schwere Frage, lieben Leutchen. Die größten Naturforscher sind darüber noch nicht einig, und ich kann also nicht von euch erwarten, daß ihr mir diese Frage recht vollkommen beantworten sollt. Meine Muthmaßung, für Gewißheit kann ich es freylich nicht ausgeben, will ich euch aber davon sagen. Ich glaube man muß einen Unterschied unter solchen Würmern machen, die bey einer gewissen Art von Thieren fast immer gefunden werden, und unter andern, die man selten bey ihnen findet. Jene mögen wohl sich von den Eltern auf die Kinder fortpflanzen. Denn so wie jedes Ding sein Ungezieser auf sich hat, z. E. der Mensch, das Schaaf, die Kuh, die Gans, die Henne, der Käfer, die Hummel, die Weide, die Pappel, der Kohl und d. g. so scheint es auch Gottes Absicht zu seyn: daß jede Art von Thieren ihre besondere Würmer in sich habe, damit ja in dem großen Reiche der Schöpfung kein Platz zu finden sey, der leer vom Leben wäre.

Von den ungewöhnlichen Eingeweidebürgern, z. E. dem Bandwurm, den Egeln u. d. g. muthmase ich aber, daß die Eyer davon mit den Nahrungsmitteln genossen werden, und dann eine ungewöhnliche Größe bekommen, weil sie in dem Eingewei-

geweide mehr Nahrung und Wärme, als im Wasser, oder an andern Oertern, wo sie gewöhnlich leben, haben. So hat man z. E. bemerkt, daß das Rind- und Schaafvieh von Egeln in nassen Jahren vorzüglich geplagt werde, weil es alsdann mit dem Graße eine Menge zusammengelaufnes Wasser zu sich nimmt.

Vielleicht ist manches von euch nicht damit zufrieden, daß ich so vieles von Würmern, deren Anblick freylich nicht gar zu anmuthig ist, gesprochen habe. Aber lieben Kinder, auch diese, in unsern Augen eckelhafte Thiere sind doch Gottes Werk. Und Gottes Werk darf uns durchaus nicht verächtlich seyn. Bey der Hervorbringung eines jeden muß er seine wichtigen Absichten gehabt haben, und die Betrachtung eines jeden muß dem Menschen nützlich seyn. Dabey bleibe ich nun.

Wollen einmal versuchen, ob nicht die Betrachtung dieser Thiere auch mich auf einen guten Gedanken bringen kann.

Wohin ich sehe ist Leben! in der Luft, auf der Erde, in der Erde, im Wasser, allenthalben sind lebendige Geschöpfe. Auf jedem Thiere, auf jeder Pflanze sind kleine Insekten. Jedes Thier ist wie ein kleines Dorf, das wieder eine Menge Einwohner

ner in sich hat. Gottes Wille scheint es also zu seyn, daß allenthalben Leben seyn soll.

Gebt ihr mir dieß alles zu? wirklich?

Ob nun wohl der schöne große Mond von lebendigen Bewohnern leer seyn mag?

Herr Göze fängt an zu zaubern.

Kaum hatten wir uns erholt von dem Erstaunen, das der Anblick der vielen Bewohner der thierischen Körper hervorgebracht hatte, so zeigte uns Herr Göze wieder eine Menge Sachen, die uns in neues Erstaunen setzten.

So zeigte er uns z. E. eine Menge Gläser, in denen er ganz sonderbare Gestalten aufbewahrte. Wenn er vor vierhundert Jahren damit zum Vorscheine gekommen wäre, ich glaube man hätte ihn für einen Zauberer, und alle die sonderbaren Gestalten, die er in seinen Gläsern aufbewahrte, für Kobolde und Heckmännerchen gehalten. Denn so einfältig war man sonst, daß man glaubte, gewisse Leute könnten Geister, die man Kobolde oder spiritus familiares nannte, in Gläser oder Büchsen verschliessen, sie bey sich tragen und damit unglaubliche

liche Dinge möglich machen. Man meynte so gar, es gäbe Leute, die Heckemännerchen besäßen, die täglich einen Dukaten, oder harten Thaler, so wie die Hühner die Eyer, legten. Wenn man also eine Sammlung von so sonderbaren Gestalten gesehen hätte, so würde man gewiß so etwas gemuthmaßt haben.

Von diesen wunderbaren Gestalten will ich euch nur Eine bekannt machen. Dieß war ein Hündchen, das über der Schnauze einen Rüssel hatte, der, in Ansehung der Gestalt, einem Elephantenrüssel sehr ähnlich sahe. Herr Göze erzählte uns davon folgende Geschichte: es wäre einmal ein Elephant durch Quedlinburg geführt worden, da wäre die Mutter dieses Hündchens gekommen, hätte den Elephanten berochen, dieser habe mit seinem Rüssel nach ihr geschlagen, darüber sey das arme Thier so erschrocken, daß es wie ohnmächtig niedergefallen sey: Nach einiger Zeit habe es diese Mißgeburt mit dem Elephantenrüssel zur Welt gebracht.

Es scheint also fast, als wenn das Entsetzen über den großen Rüssel, diesen kleinen hervorgebracht hätte, und als wenn die Thiere, so lange sie in der Mutter Leibe sind, mit demselben so genau zusammen hiengen, wie die Aeste mit dem Baume, weil das, was die Mutter leidet, so stark auf sie wirkt.

Da wir auch diese Gestalten bewundert hatten, brachte uns unser fleißiger Naturforscher seine Vergrößerungsgläser, davon er ebenfalls eine vortrefliche Sammlung hat, ließ uns durch dieselben sehen, und zeigte uns da wieder eine Menge Sachen, die man mit blosen Augen gar nicht bemerkte, und deren Anblick man sonst gewiß auch für ein Bischen Zauberey würde gehalten haben.

So zeigte er z. E. meinen Zöglingen ein Glas voll Eßig, ließ sie ihn besehen und beriechen, und fragte sie was das wäre? Eßig sagten sie.

Nun holte er ein Vergrößerungsglas herbey, ließ sie dadurch sehen — ah! da machten sie große Augen und lachten, und schlugen in die Hände. Da wippelte und wappelte alles in dem Essige, nicht anders, als wenn man in einen Fischkasten voller Aale sähe.

Er that noch mehr, nahm einen Tropfen von diesem Eßige, preßte ihn zwischen zwey Gläser, ließ uns wieder durch das Vergrößerungsglaß sehen, und da sahen wir ganz deutlich, wie ein Eßigälchen aus dem Bauche des alten Eßigals herauskroch.

Ist das nicht sonderbar? Da frage ich euch nun wieder meine Lieben: wenn Gott den Eßig mit lebendigen Bewohnern besetzt hat, sollte er wohl den schönen, großen Mond leer gelassen haben?

Da es dunkel wurde, bekamen wir neue Wunder zu sehen, indem unser lieber, gefälliger Herr Göze mit seinen Elektrisirmaschinen verschiedene Wirkungen hervorbrachte, die unser Vergnügen beförderten, und unsere Bewunderung erregten.

Da vielleicht manches von euch nicht wissen möchte, was eine Elektrisirmaschine sey: so will ich euch doch etwas davon sagen. Durch das fleißige Beobachten der Natur hat man in den neuern Zeiten wahrgenommen, daß es verschiedne Körper gebe, die durch das Reiben die Kraft bekämen, andere Körper an sich zu ziehen, und Funken von sich zu geben. Wenn ihr davon ein Exempel sehen wollet, so nehmet eine Stange Siegellack, reibt sie sehr stark an einem Leder, haltet sie dann über einige Stückchen zart geschnittnes Papier, so werdet ihr zu eurem Vergnügen sehen, daß diese Stückchen Papier aufwärts fliegen, und sich an das Siegellack hängen. Nehmet ferner eine Katze, die in der Sonne, oder am heisen Ofen, gelegen hat, streicht sie einigemal mit der Hand, vom Kopfe gegen den Schwanz zu, so werdet ihr gleich ein Knittern in ihren Haaren verspüren, und wenn es dunkel ist, ganz deutlich sehen, daß sie Funken von sich giebt. Diesen Zustand nun nennt man elektrisch.

Darüber hat man nun weiter nachgedacht, und durch das Nachdenken die Kunst herausgebracht, ge-

wisse Körper recht stark elektrisch zu machen, und damit eine Menge ganz unglaublicher Wirkungen hervorzubringen. Die Maschinen, mit welchen man dieses thut, nennt man Elektrisirmaschinen.

Nur eine Wirkung davon will ich euch itzo erzählen. Herr Göze hatte eine Bouteille, die mit künstlich verfertigter Luft, die sich entzündet, sobald sie dem Feuer nahe kommt, angefüllt war. Von dieser Luft that er eine Portion in ein hölzernes Kästchen, bauete über dasselbe ein Thürmchen von Pappe, dessen Knopf mit dem Kästchen durch ein eisernes Drat verbunden war. Da dieß alles geschehen war, machte er einen Körper durch Reiben elektrisch, theilte die elektrische Kraft desselben einem andern mit, diesen trug er fort, nach dem Thürmchen zu, und, sobald er dem Knopfe desselben nahe kam — pauz! pauz! da that es einen Blitz und Knall, und das ganze Thürmchen stürzte zusammen.

Wie dieß zugegangen sey? kann ich euch nicht wohl erklären, weil ihr noch zu jung seyd, als daß ihr es verstehen könntet. Wenn ihr aber fein fleißig seyd, und den Verstand, den euch der liebe Gott gegeben hat, recht übt, so werdet ihr künftig davon schon mehr verstehen.

Soviel könnt ihr aber doch schon einsehen, daß Herr Götze durch seine Kunst wirklich Blitze und

Don

Donner hervorbrachte, und daß er ebenfalls hierdurch bewieß, daß die Menschen, wenn sie fortfahren zu beobachten und nachzudenken, alle Jahrhunderte klüger werden. Denn wenn Herr Göze vor vierhundert Jahren geblitzt und gedonnert hätte — tausend wie würde es ihm da gegangen seyn. Für einen Erzzauberer würde man ihn gehalten und eine Menge Fabeln von Verbindung desselben mit dem Teufel erzählt haben, und er wäre sehr glücklich gewesen, wenn er nicht wäre verbrannt worden.

Dieß wollt ihr nicht glauben, daß sonst die Leute so einfältig gewesen wären? gut, so muß ich euch doch nur ein Exempel davon erzählen.

Habt ihr noch nichts von Doctor Fausten gehört? von seinem Bündnisse, das er mit dem Teufel hatte? wie ihn am Ende der Teufel holte, und in Stücken zerriß? Wirklich, ihr wißt alle davon etwas zu sagen? Nun da habt ihr gleich einen Beweiß von der großen Unwissenheit, in der sich unsere Vorfahren befanden. Faust war ein braver, verständiger Mann, der die Buchdruckerkunst erfand. Die Bücher, woran andere vielleicht funfzig Jahre geschrieben hätten, verfertigte er, mit einigen Gehülfen, in einem halben. Deswegen hätte man ihm wenigstens in allen deutschen Städten ein Denkmal errichten sollen, aber — das that man nicht

 nur

nur nicht, sondern, weil man gar nicht begreifen konnte, wie ein Mensch, in so kurzer Zeit so viele Bücher zu Stande bringen könnte, so sagte man, der Teufel hülfe ihm. Die Leute waren also wirklich sonst so einfältig, daß, wenn sie etwas sahen, das ihren schwachen Verstand überstieg, sie solches entweder einer unmittelbaren Wirkung Gottes oder des Teufels zuschrieben. Und kaum war es bekannt geworden, daß der Teufel Fansten die Bücher drukken hülfe, so machte sich jederman ein Vergnügen daraus, allerhand Fabeln von seiner Verbindung und seinem Umgange mit dem Teufel zu erzählen.

Und wie glücklich sind wir dagegen nicht itzo! Es ist nicht nur jeder, der etwas neues erfindet, vollkommen dafür sicher, für einen Zauberer erklärt zu werden, sondern kann auch ziemlich darauf rechnen, daß man ihm die verdiente Achtung schenken werde.

Da nun alles um uns herum so klug wird, so ist es wohl auch billig, daß wir es uns auch einen Ernst seyn lassen, selbst immer klüger zu werden.

Ein

Ein paar Worte über das menschliche Elend und die göttliche Vorsehung.

Wir giengen spät von unserm lieben Naturforscher weg, so spät, daß auch wirklich Moriz eingeschlafen war, und durch seine Schläfrigkeit vieles Vergnügen versäumt hatte, welches er, durch Aufmerksamkeit auf Herrn Gözens Unternehmungen, hätte genießen können. Beynahe wäre ich über ihn verdrüßlich geworden, wenn nicht seine Jugend und die Reise, die er gemacht hatte, ihn bey mir entschuldigt hätten.

Bey unserm Abschiede dankten wir, wie ihr leicht denken könnt, recht herzlich, Herrn Gözen und seiner vortreflichen Gattin, die ihm bey seinen Arbeiten immer behülflich war, für alle Gefälligkeit und Vergnügen, das wir hier genossen, und für alle Kenntnisse, die wir uns hier erworben hatten.

Auf eine ruhige Nacht, die wir in unsers lieben Hermes Behausung hielten, folgte ein sehr vergnügter Morgen. Wir unterredeten uns sehr vertraulich, über die Glückseligkeit der Menschen, die mannichfaltigen Hindernisse, die ihr gelegt werden, die vielerley Trübsale, die wir in diesem Leben aus-

halten müssen, um Geduld, Thätigkeit und Vertrauen auf Gott zu erlernen, und über die besondern Beweise, die uns der gute Gott, von Zeit zu Zeit, von seiner gütigen Vorsehung zu geben pflegt.

Während dieser Unterredung wurde mir das Herz ziemlich warm, ich fühlte weit stärker als sonst Dankbarkeit gegen den guten Regierer der Schicksale der Menschen, wurde durch des würdigen Hermes Reden noch mehr angefeuert, nach meinen Kräften, meinen Nebenmenschen nützlich zu werden, lernte auch da gar vieles, das ich sonst nicht gewußt hatte. Denn eine einzige Stunde, in der man sich mit einem weisen Menschen bespricht, kann uns oft lehrreicher seyn, als viele Bücher.

Den Inhalt dieses Gesprächs theilte ich euch gern mit, wenn ich nicht glaubte, wie ich schon gesagt habe, daß es unrecht sey, alles bekannt zu machen, was man im Vertrauen, mit seinem Freunde gesprochen hat.

Nur etwas davon, soviel ich, ohne die Pflichten der Freundschaft zu verletzen, thun darf, will ich euch erzählen. Unser lieber Hermes hat sich immer als einen sehr rechtschafnen Mann gezeigt, und es sich sehr angelegen seyn lassen, recht viel Gutes in der Welt zu stiften. Und wißt ihr wohl, welches sein Lohn gewesen ist? Neid und Verfolgung.

Dieses euch zu sagen, halte ich für Schuldigkeit. Denn ihr könntet leicht auf die Meynung kommen, als wenn jeder gute Mensch, der es sich ernstlich angelegen seyn läßt, recht viel Gutes zu stiften, von allen Menschen sogleich geliebt und geehrt und gelobt würde. Darinne würdet ihr euch nun sehr irren. Nein es giebt euch Menschen, die sich so verirren, daß sie sich ärgern, wenn andere besser und thätiger als sie sind, und ihnen deswegen allerhand Tücke erzeigen. Also meine Lieben, wenn wir recht brave Leute, recht thätige Menschenfreunde werden wollen, so müssen wir nicht nur Gutes thun, wenn andere uns loben, sondern auch, wenn andere uns verachten; nicht nur, wenn sie uns deswegen lieben, sondern auch, wenn sie uns deswegen hassen.

Ausserdem hatte der liebe Hermes noch ein besonderes Leiden. Seine liebe Gattin, die ihn bey seinen Geschäften aufheitern, und sie mit ihm theilen sollte, war so kränklich, daß er alle seine Kraft anwenden mußte, sie zu trösten, und ihren Zustand erträglicher zu machen. Sie war wassersüchtig. Dieß ist, meine Lieben, ein großes Elend. Menschen, die die Wassersucht haben, schwellen auf, von Tage zu Tage immer mehr, bis sie sich endlich gar nicht mehr bewegen können. Es giebt zwar allerley Mittel, ihr Elend einigermaßen zu lindern, aber, so viel

ich weiß, keines, es gänzlich zu heben, als — den Tod.

So geht es also meine Lieben, in der Welt! auch der rechtschaffenste und thätigste Mensch muß mit mancherley Leiden und Verdruß kämpfen.

Aber — werdet ihr sagen, wie geht denn das zu? Wir haben ja immer gehört, daß jeder gute Mensch glücklich sey?

Ihr habt, lieben Kinder, ganz recht gehört, jeder gute Mensch ist glücklich. Der liebe Hermes ist es auch. Er weis ja, daß er gut sey, er kann ja zu dem Allwissenden aufsehen, und sagen mit größter Zuversicht: erforsche mich Gott! und erfahre es, wie ich es meyne! ist das nicht große Glückseligkeit? tausende leben auf der Welt, die ihn lieben, hochschätzen und segnen, ist das nicht Freude? der Beyfall eines einzigen vernünftigen und rechtschafnen Menschen, o guten Kinder, der labt mehr als das laute Lob von hundert Leichtsinnigen, die ohne Ueberlegung urtheilen. Zu Linderung seiner Leiden hat der Allgütige Mittel besorgt: der Anblick zweyer liebenswürdigen Töchter versüßte ihm den Kummer, den seine Gattin ihn verursachte, und ihre Gefälligkeit und Thätigkeit verschafte ihm die Verpflegung, die er von seiner lieben Gattin erwartete. Und — da ich dieß schreibe, ist sein Leiden

großen=

großentheils geendigt, seine duldende Gattin hat überwunden, hat den kränklichen Körper, der ihr so viele Schmerzen und ihrem lieben Ehemanne so großen Kummer verursachte, abgelegt, und genießt in einer bessern Welt den Lohn ihrer Tugend.

So ist es also gewiß, daß Tugend uns nicht gegen alle Trübsale schützt, daß aber Gott immer dafür sorge, daß die Tugendhaften in ihren Trübsalen Linderung bekommen, durch ihr gutes Gewissen gestärkt, und bald wieder aus ihren Trübsalen erlöset werden.

Mit einem guten Gewissen leiden ist nicht schwer, aber so leiden, daß das Gewissen dazu sagte: das hast du wohl verdient! das muß etwas schreckliches seyn! Gott wolle uns alle bewahren, daß wir nie diese Art von Leiden aus Erfahrung kennen lernen mögen!

Eine Todesbetrachtung.

Unser lieber Hermes wurde mir von Stunde zu Stunde schätzbarer, so, daß ich gern eine Woche lang bey ihm gesessen hätte, um recht vieles von ihm zu lernen. Denn, meiner Meynung nach kann

man von denen am mehresten lernen, die, ohne ihr Verschulden am mehresten gelitten haben.

Er that auch vieles, um uns zu bewegen, noch einige Zeit bey ihm zu bleiben. Aber — ich konnte nicht anders, ich mußte meine Neigung ersticken, und seine gütige Einladung ausschlagen, wenn ich mir Reue und meiner zurückgelaßnen Familie Kummer und Sorge ersparen wollte.

Ich schied also von ihm, und hinterließ ihm meinen Dank und Segen.

Auch von unserm würdigen Herrn von Putkammer, der uns bis nach Quedlinburg begleitet hatte, mußten wir uns trennen, welches uns den Abschied doppelt schwer machte: denn meine Liebe und Hochachtung gegen ihn war durch die Unterredungen, die ich auf dieser Reise mit ihm gehabt hatte, gar sehr vermehrt worden.

Statt des Herrn von Putkammers begleitete uns noch einige Zeit ein Freund von ihm, ein geschickter und rechtschafner Arzt, ein Herr Doktor Ziegler, der sich damit beschäftigte, seinen kranken Nebenmenschen in und um Aschersleben beyzustehen. Er hatte auch vielen Kummer in seiner Seele, den er mir zum Theil auf dieser kurzen Reise, die wir miteinander machten, mittheilte.

Itzo,

Itzo, da ich dieses schreibe, hat er auch überwunden, hat seinen Leib auch abgeleget, und erntet in einer andern Welt die Früchte seines Verhaltens ein.

So kurz ist der Weg vom Leben zum Tode. Von den wenigen Freunden, deren Bekanntschaft ich in Quedlinburg machte, sind seit der Zeit, daß ich dort war, es ist etwas über ein Jahr, schon zwey aus dieser Welt in jene bessere Welt übergegangen.

Laßt uns doch also ja die wenigen Tage, die uns Gott hier zu leben gönnt, recht gut anwenden, und in denselben soviel Gutes thun, als nur möglich ist. Denn hier säen wir aus, dort, dort, werden wir ernden! werdet auch ja nicht kleinmüthig, meine Lieben, bey den Trübsalen, die eurer warten! Wenn ihr auch gar keine Erlösung vor euch sähet, so sehet ihr doch vor euch das Grab, welches frommen Menschen die sicherste Erlösung von allem Uebel ist.

Um diese Lehre recht tief in eure Seele zu drücken, setze ich noch ein Paar Verschen, aus dem vortreflichen neuen berlinischen Gesangbuche her:

Ich weis mein Ende nahet sich,
Mit jedem Pulsschlag rückt die Zeit,

Die oft so ungenützt verstrich,
Mich näher hin zur Ewigkeit.

* * *

Herr lehre mich der Stunden Werth,
Die du mir zugezählt, verstehn;
Laß keine, die mir noch gehört,
Aus Leichtsinn ungenützt vergehn!

Nunmehro folgt eine Vorlesung über rothe Augen, über die Ursachen, warum die Augen roth werden, und die Mittel die Röthe in den Augen zu vertreiben.

Das Merkwürdigste, was uns in den ersten zwey Stunden aufstieß, war der Ort Walbeck. Der Eigenthumsherr desselben muß ein Freund der Natur und ein Herr von Geschmack seyn. Denn überall traf man Spuren davon an, überall sahe man, daß hier ein Edler wohnen müsse, der die Natur liebe, und sie zu verschönern sich bemühe. So war unter andern von ihm ein Wald, der nahe bey Walbek lag, auf mancherley Art verschönert, und unter andern mit einem kleinen Zaune von

Weiß=

Weißdorn umgeben worden, der nach wenigen Jahren den Reiz dieser schönen Gegend noch mehr erhöhen wird. Ich sahe dieß alles, wußte nicht von wem es herrühre, zeigte es aber meinen Zöglingen, ermunterte sie, künftig auch ihr Theil zur Verschönerung der Welt beyzutragen, und wünschte dem mir damals unbekannten Weltverschönerer, von dem ich aber nunmehro weis, daß es ein Herr von Busche sey, Gottes Segen und recht langes Leben, damit durch seine Wirksamkeit die Welt noch recht sehr verschönert werden möge.

Bey Walbek selbst wäre ich beynahe meinem Vorsatze untreu geworden, hätte die Pferde ausspannen lassen, und hätte hier übernachtet, so gar schön und reitzend war es hier. Das Schloß, welches sonst ein Kloster gewesen war, lag auf einem ziemlich hohen Berge, der schon für sich vielen Reiz hatte, aber durch den Geschmack und die Thätigkeit seines würdigen Besitzers noch weit mehr gewonnen hatte. Aber die Sorge für mein Amt und die Liebe zu meiner zurückgelaßnen Familie siegten auch dießmal.

Im Vorbeygehen mache ich nur noch diese Anmerkung, daß die Stifter der Klöster, vorzüglich die vom Benediktinerorden, mehrentheils zu ihren Absichten die schönsten und reitzendsten Gegenden

sich ausersehen haben. Wie schön muß also die Natur nicht seyn, wenn selbst solche Personen, die der Welt absterben wollen, durch ihren Reiz gerührt werden.

Das nächste Städtchen, das wir antrafen, hieß Hettstedt oder Heckstedt. Wir stiegen daselbst ab um etwas zu genießen, weil wir alle Hunger empfanden. Der Mann, der uns die Speise auftrug, hatte schrecklich rothe und triefende Augen so daß es ihm unmöglich war in die Sonne zu sehen. Wäre der Hunger nicht so stark gewesen, so wären wir wirklich, ohne zu essen, weiter gereiset.

Ich fragte den guten Mann, wodurch er zu diesem Leiden gekommen wäre? er konnte mir aber hierüber nichts bestimmtes sagen, sondern klagte nur, daß er schon sehr vieles an seinen Augen gebraucht, aber noch nicht die geringste Linderung seiner Schmerzen dadurch bekommen hätte. Ich gab ihm meinen guten Rath, weis aber nicht ob er ihn wird befolgt und gute Wirkung davon erfahren haben.

Bey dieser Gelegenheit muß ich doch, zu eurer Belehrung, meine Lieben, anmerken, daß dieß noch eine große Unvollkommenheit in der Welt sey, daß wir so vieles, vieles, vieles in der Welt lernen, nur nicht die Kunst uns selbst gesund zu erhalten. Und dieß ist doch, nach meinen Einsichten, eine

eine sehr wichtige Kunst. Denn was hilft mir denn alle Wissenschaft, wenn ich krank bin. Was helfen mir denn alle Bücher, wenn meine Augen so schmerzhaft sind, daß ich sie nicht lesen kann?

Da ich nun von ganzen Herzen wünsche, daß diese Unvollkommenheit aus der Welt hinaus seyn, und jeder Mensch fein früh lernen möchte, seinen Körper gesund zu erhalten, so fühle ich mich gedrungen euch eine kleine Vorlesung über die Röthe der Augen zu halten.

Die Röthe der Augen hat, soviel ich weis, verschiedene Ursachen. Bey manchen Menschen entsteht sie von Krankheiten, die nicht gut sind curirt worden. So folgen oft rothe Augen, wenn man den Ausschlag durch widernatürliche Mittel zu vertreiben sucht. Diese Art von Augenröthe ist die gefährlichste.

Bey andern entspringt sie von dem öftern Genusse scharfer und saurer Lebensmittel. Wenn man die Speisen zu stark salzt, zu viel Wein oder Brandewein trinkt, so hat man dieses Uebel zu besorgen.

Bey noch andern entsteht sie aus einer fehlerhaften Lebensart. Wenn man in seinem Zimmer waschen, Wäsche trocknen läßt, und andere Dinge darinnen duldet, die stark ausdunsten, oder wenn man Zimmer bewohnt, die von Natur feuchte sind,

 oder

oder in den Zimmern schläft, wo gespeist und gearbeitet wird, so ist man stark der Gefahr ausgesetzt, rothe Augen zu bekommen. Und diese und dergleichen Fehler gegen die Gesundheitspflege sind die gewöhnliche Quelle von der Röthe der Augen. Wenn ich sonst triefäugigte Menschen sahe, und untersuchte ihre Lebensart etwas genauer, so fand ich fast immer, daß sie einen oder den andern von diesen Fehlern begiengen.

Endlich kommen oft auch rothe Augen vom hohen Alter her. Und diese möchten wohl schwerlich zu heilen seyn. Es scheint Gottes Absicht zu seyn, uns, wenn wir dem Grabe uns nähern, das Leben etwas schwer zu machen, damit wir es desto williger verlassen, und desto freudiger des Todes Ankunft entgegen sehen sollen. Deswegen verbindet er mit dem Alter eine Menge Beschwerlichkeiten, unter andern auch rothe Augen.

Nachdem ich euch nun von dem Ursprunge der rothen Augen unterrichtet habe, muß ich euch doch wohl sagen, wodurch ihr gegen dieselben euch schüzzen könnet, und wodurch ich sie bis itzo von meinem Hause glücklich entfernet habe.

1.) Hütet euch ja den Ausschlag, durch welchen sich bisweilen eure Natur zu reinigen sucht, durch äußerliche Mittel zu vertreiben. Duldet lieber

ser eine Zeitlang, und braucht, mit Zuziehung des Raths eines geschickten Arztes, innerliche Mittel, die das Blut reinigen.

2.) Fliehet alles das, was, wie ich gesagt habe, die Augenröthe hervorbringt.

3.) Wenn demohnerachtet, bey aller eurer Vorsicht, die Augen einmal roth werden sollten, so taucht ein leinenes Tuch in frisches Quellwasser, schlagt es über die Augen, thut es nicht einmal, und wiederholt es nicht ein- nicht zehen; sondern, wenn es nöthig ist, wohl hundertmal des Tags, so lange bis die Augenröthe vergangen ist. Um unangenehme Folgen zu vermeiden, so nehmt etwa einmal Rhabarber ein, die freylich nicht ganz so gut wie Kirschen schmeckt, aber doch eine sehr heilsame Wurzel ist. Und — ich müßte mich sehr irren, wenn durch den Gebrauch dieser Mittel die Klarheit eurer Augen nicht wieder hergestellt würde.

Ein Arzt bin ich nicht, lieben Kinder, wenn ich aber so ein einfaches Mittel weiß, womit ich mir und meinen lieben Kindern schon viele Jahre sehr glücklich geholfen habe, so theile ich es gar zu gern andern mit, und es würde große Freude für mich seyn, wenn ich einmal erfahren sollte, daß ich durch meine Vorschläge einem oder dem andern meiner lieben kleinen Leser nützlich gewesen wäre.

Die einzige Bitte thue ich nochmals an euch meine Lieben, lernt, soviel ihr könnt, eure Gesundheit erhalten und Krankheit vermeiden! Ihr wißt doch was die Krankheit auf lateinisch heißt? morbus! und auf französisch? la maladie? das ist nun alles recht sehr gut. Aber noch besser ist es, wenn man lernt sich gegen Krankheit schützen. Denn morbus und maladie sind gar unangenehme Gäste, die alle Lebensfreuden verderben. Wenn sie der liebe Gott uns zuschickt, muß man ihren Besuch mit Gedult aushalten. Aber ihren Besuch soviel als möglich von sich zu entfernen, ist nicht nur erlaubt, sondern auch Schuldigkeit.

Ankunft in einer sehr rauch- und feuerreichen Gegend.

Gleich hinter Heckstedt trafen wir Arbeiten der Menschen an, die meinen Zöglingen noch ganz neu waren. Die Grafschaft Mansfeld, in der wir nun angekommen waren, erzeugt in ihren Bergen vieles Metall, besonders Kupfer und Silber. Dieß haben einige aufmerksame Menschen bemerkt, haben in die Berge tief hineingegraben, um es hervor zu

holen,

holen, und so Bergwerke angelegt, die in dieser Gegend schon seit verschiedenen Jahrhunderten gewöhnlich sind. Und da die Metalle, wenn sie aus der Erde kommen mit Erde und Stein vermischt, sind, und deswegen noch auf mancherley Art bearbeitet werden müssen, um sie gehörig zu reinigen, so sind auch hierzu in dieser Gegend die besten Anstalten gemacht.

Die erste Anstalt dieser Art ist ohnweit Heckstedt. Dieß ist eine Seigerhütte, oder ein Ort, wo das Silber, das schon verschiedenemal durch das Feuer gegangen ist, von dem Kupfer geschieden wird.

Wir brannten alle vor Begierde diese Arbeit zu sehen, weil wir sie zuvor noch nie gesehen hatten. Diese Begierde war nicht nur in unsern Gesichtern, sondern auch an unsern Füßen zu sehen, indem wir alle unsere Schritte verdoppelten, um recht bald in der Seigerhütte anzukommen.

Sobald wir sie sahen, giengen meine Zöglinge nicht mehr, sondern sprangen, so groß war ihre Begierde eine neue Art von Beschäftigung ihrer Mitmenschen zu sehen, und wir Alten sprangen nach.

Wir kamen auf einen geräumigen Hof, der ganz mit Gebäuden umgeben war, die der ewige Rauch, der hier herrschte, durchaus geschwärzt hatte. Ich ließ meine Ankunft sogleich dem Herrn

Aufseher der Seigerhütte melden, und mir die Erlaubniß erbitten, dieses Werk besehen zu dürfen. Aber — er ließ mir durch einen Bedienten wieder sagen, ich müßte die Erlaubniß hierzu erst in Eisleben auswirken. Da nun Eisleben einige Stunden weit entfernt seyn mag, und es mir nach dem Reiseplane, den ich gemacht hatte, ganz unmöglich war nach Eisleben zu reisen: so sahe ich etwa eine Minute lang gerade vor mich auf die Erde, dann hob ich den Hut zwey Finger hoch vom Kopfe und sagte: adieu! adieu! adieu! sagten meine kleinen Begleiter, und so schwenkten wir uns wieder in einen andern Weg.

Ein Fleck giengen wir fort, ohne ein Wort zu sprechen, dann wurde so das und jenes gemurmelt, endlich aber wurde doch die Heiterkeit durch die Vorstellung wieder hergestellt, daß wir noch genug würden zu sehen bekommen.

Und das bekamen wir denn auch wirklich zu sehen. Um es recht sehen zu können befahl ich unserm Kutscher, daß er langsam fahren sollte, und wir giengen zu Fuße. Das muß auch allemal seyn, wenn man beobachten will. Denn in dem Wagen entwischen uns tausend Merkwürdigkeiten, die uns in die Augen fallen, wenn wir fein langsam durch eine Gegend gehen.

Wir

Wir kamen bald in einen Weg, der schrecklich schön war. Zu beyden Seiten waren hohe Berge aufgethürmt, die ganz schwarz und mit keinem Räschen bewachsen waren, indem sie aus lauter Schlakken, oder aus geschmolznen Steinen bestunden, die bey Schmelzung der Metalle abgegangen waren. Ueber diesen Bergen ruhete eine blaue Wolke, die aus dem Dampfe entstund, den die Kohlen, die hier brannten, von sich gaben. Wohin wir die Nase hielten, dampfte uns Schwefelgeruch entgegen.

Dieß machte uns nur noch neugieriger, die Quelle zu sehen, aus der dieser Dampf entstund, und wo diese Schlacken bereitet wurden. Wir kamen bald dabey, fanden da ein Haus, wo Feuer und Dampf uns entgegen kamen, und wo halbnackte Menschen herum liefen, die mit Ruß und Asche so bedeckt waren, daß sie Mohren ähnlicher als Europäern waren. Zitternd traten wir in dieses Haus, weil alles da zu glühen schien, und wir besorgen mußten, bey jedem Schritte, den wir thaten, daß wir auf einen glühenden Schlacken treten, oder in einen Kessel geschmolzen Erz stürzen möchten. Dieß kam wohl daher, weil wir das erstemal hier waren. Hätten wir nur drey Tage lang uns hier aufhalten können, so würde sich diese Furchtsamkeit wohl gelegt haben.

Da wir diese guten Leute, die ihr bischen Leben unter Glut und Dampf verschwitzen, um ihren Nebenmenschen Silber und Kupfer zu liefern, fragten, ob wir nicht Erlaubniß hätten, ihre Geschäfte zu besehen? so gaben sie uns zur Antwort, wir müßten sie bey dem Aufseher dieser Anstalt suchen, der gleich in der Nähe wohne.

Wir giengen sogleich zu ihm, und fanden da einen recht freundschaftlichen und gefälligen Mann. Da ich ihm sagte, wer ich wäre, und daß die Absicht meiner Reise sey, meinen Zöglingen zu zeigen, mit wie vieler Mühe die Metalle geschmolzen würden, so ließ er es sich recht angelegen seyn, unsere Neugier zu befriedigen.

Zuerst zeigte er uns einen großen Schober, der aus verschiedenen Schichten von Reisholz und rohen Erz bestund, und sagte, daß dieses Reisholz erst angezündet werde, und die auf demselben liegenden Metalle das daher entstehende Feuer aushalten müßten, ehe sie geschmolzen würden.

Dann führte er uns in das Haus, in dem wir schon gewesen waren, wo das Erz geschmelzet wurde. Da war es nun gräslich schöne. In der Mitte desselben lag ein kleiner Hügel von Schlacken, der noch glühend heiß war, und eine solche Hitze um sich verbreitete, daß wir sie kaum aushalten konnten, und

uns so behutsam machte, daß wir jeden Schritt, den wir thun wollten, wohlbedächtig überlegten, weil wir immer besorgten, auf einen Haufen glühende Schlacken zu treten.

Da wir diesen heisen Hügel umgangen waren, kamen wir an den Schmelzofen, in dem ein so schreckliches Feuer war, daß es Metall und Stein alles so fließend, wie Wasser machte. Wir sahen davon bald eine Probe. Unser lieber Begleiter befahl, daß ein Loch unten am Ofen geöfnet würde. Sobald dieses geschehen war, stürzte ein kleiner Feuerstrom heraus, und ergoß sich in einen Kessel, der um ihn aufzunehmen in die Erde, gegraben war. Dieß war für den, der es das erstemal sahe, ein schrecklicher Anblick. Es entstund da ein wirklicher Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennte, und da ich mir dachte, wie es wohl seyn müßte, wenn einmal ein Mensch das Unglück hätte, hinein zu stürzen, bebte ein kalter Schauer durch alle meine Glieder.

Da das fließende Feuer einige Minuten gestanden hatte, zog sich auf demselben eine dicke Haut zusammen. Die Leute, die hier angestellt waren, nahmen sogleich eiserne Haken, zogen sie ab, schleuderten sie ein Fleck weg, und so entstunden die Schlakken, von denen ich euch vorhin sagte, daß man gan

ze Berge davon aufgethürmt habe. Denn die Absicht der Schmelzung der Erze, die hier vorgeht, scheint es eigentlich zu seyn, diese Schlacken von den Metallen abzusondern.

Nachdem wir diese Arbeiten bewundert und unsere Neugier hinlänglich gestillt hatten, führte uns unser freundschaftlicher Begleiter wieder zu einem andern Orte, wo wir eine neue Arbeit sahen, die man das Rösten der Erze nennt. Die in jenem Ofen von Schlacken gereinigten Erze wurden hierher gebracht, und so zwischen Kohlen gelegt, daß erst eine Schicht Kohlen, dann eine Schicht Erz, dann wieder eine Schicht Kohlen u. s. w. kam. Wenn dieses geschehen war, wurden die Kohlen angezündet, und die Erze mußten eine gewisse bestimmte Zeit diese Glut aushalten. Dieß nennt man die Röstung der Erze.

Ausser diesen dreyen Reinigungen, muß das hier gegrabene Erz noch dreye ausstehen, ehe es zur Seigerhütte gebracht wird, so daß das Silber wirklich siebenmal durch das Feuer gehen muß, ehe es vollkommen von anderm Zusatz gereinigt wird.

Die Gütigkeit und Gefälligkeit des Herrn Aufsehers über alle diese Arbeiten hatte unsere Erwartung übertroffen. Wir schieden von ihm mit herzlicher Dankbarkeit, empfahlen uns seiner fernern

Freund-

Freundschaft, und baten um Gelegenheit ihm seine Gefälligkeit durch Gegengefälligkeiten belohnen zu können.

Dieß war die einzige Belohnung, die wir ihm anbieten konnten, und diese war so gering gar nicht als sie vielleicht manchem scheinen möchte. Wer durch seine Gefälligkeit nach und nach viele Leute zu seinen Schuldnern macht, erwirbt sich einen Reichthum, der zwar nicht in die Augen fällt, der aber doch einen sehr großen Werth hat. Wenn er reiset und kommt zu denen, die er, durch seine Gefälligkeit, sich verbunden hat, so kann er mit ziemlicher Zuverlässigkeit hoffen, daß sie es sich angelegen seyn lassen werden, ihm während seines Aufenthalts bey ihnen recht vieles Vergnügen zu machen; und wenn er anderer Hülfe bedarf, so werden sich allenthalben Menschen finden, die sich für seine Schuldner erkennen, und durch ihre Gegengefälligkeiten mit Freuden ihre Schuld abtragen.

Deswegen wünsche ich euch meine Lieben, daß ihr recht viele Gelegenheit haben möget, andern gefällig zu seyn. Wenn ihr alle Tage überleget, ob ihr nicht vermögend seyd, irgend jemanden nützlich zu seyn, so wird die Gelegenheit hierzu sich bald finden, und die Tage, da ihr es wißt, daß ihr je-

manden nützlich gewesen seyd, werden euch immer die angenehmsten seyn.

Wie gut es sey, wenn man französisch sprechen kann.

Voller Vergnügen und Dank für das Gute, das wir an diesem Tage gesehen und genossen hatten, eilten wir nun nach dem Orte zu, den wir zu unserm Nachtquartiere bestimmt hatten. Dieser hieß Burg Oerner, und gehört einem meiner vorzüglichsten Gönner, dem Herrn Präsidenten von Dachröden.

Da dieser würdige Mann, der durch seine ausgebreitete Belesenheit, gründliche Gelehrsamkeit, und ernstliches Bestreben, da wo er wirkt, immer mehr Aufklärung um sich zu verbreiten, sich auf eine sehr rühmliche Art bekannt gemacht hat, den größten Theil des Jahres in Erfurt zubringt, so hatte ich dort Gelegenheit, ihm bekannt zu werden, und empfieng von ihm daselbst Beweise seiner Gewogenheit, die ich lebenslang mit Dank erkennen werde. Schon einigemal hatte er mich eingeladen, einige Tage auf seinem Landgute zuzubringen: meine Geschäfte

schäfte hatten mich aber immer verhindert, von dieser gütigen Einladung Gebrauch zu machen. Desto mehr freuete ich mich, daß ich ihm jetzo so nahe war, und eilte um ihn für alle Merkmale seiner Gewogenheit danken, und aus seinem lehrreichen Umgange Nutzen ziehen zu können.

Aber — lieben Kinder, ihr habt in dieser kleinen Reisebeschreibung schon einige Aber gefunden, und ich will euch bey dieser Gelegenheit erinnern, daß kein Mensch ohne Aber durch die Welt komme, daß jeder vieles hoffe und wünsche, aber — daß ihm viele Hofnungen und Wünsche fehl schlagen. Wer nun die Meynung hat, daß es in der Welt immer nach seinen Wünschen gehen müsse, der wird viele misvergnügte Tage haben, wer sich aber bald auf die Aber gefaßt macht, und sich gewöhnt, seinen Unwillen bey fehlgeschlagnen Hofnungen und Wünschen zu mässigen, der wird weit vergnügter leben.

Aber — da ich auf dem Gute meines Gönners ankam, hörte ich die unangenehme Nachricht, daß er verreißt sey. Ich stund gedankenvoll da, und wollte schon unserm Fuhrmanne Befehl geben, weiter zu fahren, als wir von einem Frauenzimmer, welche die Gesellschafterin der Fräulein Tochter des Herrn Präsidentens ist, sehr freundschaftlich empfangen wurden. Ich äusserte zwar gegen sie den Wunsch,

weiter

weiter zu reisen, sie wußte mir aber mit solcher Beredsamkeit eine Menge Bewegungsgründe zum Dableiben vorzutragen, daß ich nachgeben mußte.

Ich that auch wohl daran, denn ich fand in ihrem Umgange so eine angenehme Unterhaltung und Aufmunterung, daß ich vieles würde verlohren haben, wenn ich meinem Entschlusse, weiter zu reisen, gefolgt wäre.

An dieser Unterhaltung nahmen nun diejenigen den mehresten Antheil, die in der französischen Sprache die größte Fertigkeit hatten. Denn unsre liebe Gesellschafterin war eine gebohrne Französin, die, wie fast alle Franzosen, das Deutsche sehr ungern sprach.

Ferdinand lächelte allemal, wenn er ein Bischen mit plaudern konnte, und ich hoffe, daß er, bey diesem Lächeln, allemal an seine lieben Lehrer in der französischen Sprache, Herrn Olivier, Spatzier und Sandner werde gedacht haben. Denn jedes Vergnügen, das wir durch unsere Geschicklichkeit uns erwerben, ist ja eine Erinnerung an den Wohlthäter, der uns dieselbe verschaft hat. Moriz hingegen, der ein Jahr später den Unterricht in der französischen Sprache genossen hatte, und also an der Unterhaltung weniger Antheil nehmen konnte, schien zu wünschen, daß er bald noch vollkommner in dieser

ser Sprache werden möchte, und er ist auch wirklich seit dieser Zeit so fleißig gewesen, daß, wenn er itzo mit diesem Frauenzimmer Umgang haben sollte, er doch gewiß ein Bischen mehr, als dazumal, plaudern würde.

Der Fall kann nun bey euch auch eintreten, meine Lieben, daß ihr an Oerter kommt, wo nichts als Französisch gesprochen wird, oder in Länder, wo die Muttersprache Russisch, Polnisch, oder eine andere euch unbekannte Sprache ist, aber wo doch hier und da Leute zu finden sind, die Französisch sprechen können, mit denen man sich also, falls man diese Sprache, die unter Europäern beynahe allgemein ist, versteht, unterhalten kann. Bey so bewandten Umständen, was habt ihr wohl zu thun?

Eine nächtliche Begebenheit.

Nachdem wir den Abend mit einem sehr unterhaltenden Gespräche zugebracht hatten, ließen wir uns das Zimmer anweisen, wo wir schlafen sollten, und schliefen recht sanft, weil wir den Tag über viele Bewegung gehabt hatten.

Sobald

Sobald ich des Morgens erwachte, gieng mein erster Blick nach meinen lieben Zöglingen. Denn wenn man Kinder zu erziehen hat, und bedenkt, daß man von ihrer Erziehung Gott und der Welt Rechenschaft geben soll, so sind die Gedanken immer bey ihnen, und die Furcht, daß ihnen etwa ein Unfall begegnen, oder daß sie verführt werden möchten, macht manche trübe Stunde.

Also, wie gesagt, sobald als ich erwachte, waren meine Gedanken bey meinen Zöglingen, ich richtete mich auf und blickte nach ihnen, aber weg waren sie. Ich erschrack und richtete mich noch mehr in die Höhe — da sahe ich, daß der eine auf der Erde lag, der andere aber stund, und sich mit dem Kopfe an das Bettgestelle gelehnt hatte, und Beyde — recht sanft schliefen. Hätte ich nicht gewußt, daß sie eine vorzüglich feste Natur hätten, so würde ich über diesen Anblick sehr erschrocken seyn, weil ich hätte besorgen müssen, daß durch die nächtliche Erkältung eine sehr gefährliche Krankheit entstehen könnte. Weil ich aber wußte, daß die Erkältung ihnen nichts schade, so beruhigte ich mich auch leicht, weckte sie auf, und ließ sie ihre Kleider anlegen.

Die Ursache von diesem sonderbaren Auftritte mochte wohl diese seyn: meine Zöglinge sind gewöhnt, auf einem sehr leichten Unterbette und unter einer

Matratze zu schlafen. Itzo hatten sie aber ein mit Federn stark ausgestopftes Bett bekommen, in denen es ihnen sehr heiß wurde; die ungewohnte Hitze mochte sie unruhig gemacht, sie mochten sich im Schlafe herumgeworfen haben, und so herausgerollt seyn.

Warum, wird wohl manches von euch, meine Lieben, denken, ich aber diesen Umstand drucken ließe? Das wäre doch eben so etwas wichtiges nicht.

Freylich ist es eben so gar wichtig nicht. Ich lasse es aber doch drucken, um bey diesem unwichtigen Umstande doch etwas Wichtiges sagen zu können.

Wir schlafen, lieben Kinder, gewöhnlich acht Stunden, also den dritten Theil des Tages. Wenn wir also vier und zwanzig Jahre gelebt, so haben wir acht, und wenn wir sechzig Jahre gelebt haben, so haben wir zwanzig Jahre geschlafen. Es ist also doch wichtig zu wissen, wie man dieses Dritttheil seines Lebens zubringen müsse, damit man in demselben seiner Gesundheit und Zufriedenheit nicht schade.

Mehrentheils wird man gewöhnt, unter weichen Federbetten zu schlafen. Dieß halte ich aber nicht für gut. Denn unter den Federbetten entsteht eine unnatürliche Wärme, die uns gleichsam an das

Bette anfesselt, so daß es uns sehr sauer wird, das Bette zu verlassen. Wenn man nun durch diese Wärme verführt würde, nur täglich eine halbe Stunde länger auf seinem Lager zu bleiben, als man sonst würde gethan haben, so überlegt selbst, wieviel Zeit uns dieses auf unser ganzes Leben raubte. Gesetzt ihr wäret itzo 12 Jahre alt, lebtet sechzig Jahre, schlieft von dieser Zeit an immer unter Federbetten, und ließt euch durch die Bettwärme verleiten, täglich eine halbe Stunde länger in dem Bette zu bleiben, als ihr sonst würdet gethan haben, um wieviel Zeit würdet ihr euch wohl in acht und vierzig Jahren bringen.

Ferner wird durch die starke Wärme, die die vielen Federn hervorbringen, das Blut sehr stark erhitzt. Wenn man dann aus dem Bette sich heraus windet, so ist man gemeiniglich ganz betäubt, taumelt wohl eine Stunde lang herum, ohne etwas ernstliches thun zu können.

Drittens wird durch die unnatürliche Wärme der Körper zum Schweiße gereizt, welches in der Folge so weit geht, daß manche Menschen das Bette gar nicht verlassen können, bevor sie den Schweiß abgewartet, und ein bis zweymal die Hemden gewechselt haben. Das ist nun ein gar großes Elend. Man mag nun seyn wer man will, so muß man

doch

doch immer den Fall erwarten, daß man um vier, zwey oder gar ein Uhr aus dem Bette gerufen werde. Es kann ja ein liebes Mitglied der Familie krank werden, oder gar dem Tode nahe seyn, es kann ja ein Feuer entstehen, es können ja Diebe einbrechen, oder, wenn man Soldat ist, kann man vom Feinde überrumpelt werden. Wenn man nun an das Schwitzen gewöhnt ist — was soll man da thun? soll man dem Tode, dem Feuer, den Dieben oder Feinden sagen lassen, sie möchten sich nur ein paar Stunden gedulden, man läge eben jetzo im Schweiße, und sey nicht im Stande sie gehörig zu empfangen, so wäre dieß ja lächerlich. Wollte man aber aus dem Schweiße herausspringen, so würde man sich in die gröste Gefahr stürzen. Denn wirklich ist ein Mensch, der sich gewöhnt hat, den Schweis abzuwarten, sobald er den Schweiß kalt werden läßt, in der größten Gefahr, seine Gesundheit oder sein Leben zu verlieren.

Endlich schwächt aller erkünstelter Schweiß sehr. Es werden dadurch mehr Feuchtigkeiten der Natur abgelockt, als sie gewöhnlich von sich giebt, die Schweißlöcher, die durchaus an der Haut des menschlichen Körpers zu finden sind, werden dadurch übermäßig geöfnet, und verlieren nach und nach die Kraft, sich wieder verschließen zu können. Daher

kann nun Kälte und Nässe weit stärker in einen solchen Körper eindringen. Deswegen sind solche zum Schwitzen geneigte Personen, immer Flüssen, Zahnschmerzen, Kopfwehe, Trübheit der Augen, Ohrenzwange u. dgl. ausgesetzt, und ein großer Theil ihres Lebens geht mit Abwartung des Schnupfens und Katharrs dahin, worüber ein anderer, der sich etwas härter gewöhnt hat, zu lachen pflegt. Fällt nun ein solcher Mensch, der zum Schweiße sehr geneigt ist, einmal aus dem Bette, oder ist genöthigt, auf der Streue zu schlafen, nun da bedaure ich ihn. Er ist in Gefahr ein Fleckfieber zu bekommen, oder gar zu sterben.

Meine Zöglinge, die wohl die halbe Nacht in bloßen Hemden mochten zugebracht haben, bekamen aber kein Fleckfieber und starben auch nicht, sondern sind jetzo noch, da ich dieses schreibe, gesund und gutes Muths. Sie hatten aber schon lange unter Matratzen geschlafen.

Deswegen rathe ich euch sehr an, meine Lieben, daß ihr eure guten Eltern bittet, statt der Federbetten, euch Matratzen zu geben. Nach etlichen Jahren werdet ihr mir gewiß für diesen Rath danken. Und — wenn ich nun durch diesen Rath nur fünfe von euch dahin bewegte, daß sie die Federbetten mit Matratzen vertauschten, und so gesünder, fröhlicher

licher und thätiger würden, und einige Jahre länger lebten, so wäre es doch wahrhaftig so unwichtig nicht, daß ich diesen unwichtig scheinenden Umstand mit meinen Zöglingen hätte drucken lassen.

Vielleicht schlafen eure lieben Eltern selbst unter Federbetten — demohnerachtet müßt ihr sie um Matratzen bitten. Denn da eure lieben Eltern Kinder waren, glaubte man noch, daß Wärme zur Erhaltung der menschlichen Gesundheit schlechterdings nöthig sey, deswegen stopfte man die Betten der Kinder recht dicht mit Federn aus, setzte ihnen eine Nachtmütze auf, damit der Kopf nicht kalt werden sollte, zog ihnen ein Nachtkamisol an, und gab ihnen wohl gar eine Wärmflasche mit. So sind vielleicht eure guten Eltern erzogen worden. Und daß sie so erzogen worden sind, dafür können sie nichts. Wollten sie jetzo anfangen, ihre Lebensart zu ändern, an die sie, seit vielen Jahren, sind gewöhnt worden, so wären sie in gröster Gefahr ihre Gesundheit, oder gar ihr Leben zu verlieren. Wünscht ihr das wohl?

So wie aber die Menschen alle zehen Jahre mehr Einsichten bekommen, so haben sie auch nach und nach eingesehen, daß erkünstelte Wärme den Körper schwäche.

Laßt also eure lieben Eltern immer in Federbetten schlafen, und ihr — ihr bittet um Matratzen!

Eine Reise nach der Unterwelt.

Den Vormittag brachten wir damit zu, daß wir die Merkwürdigkeiten der hiesigen Gegend besahen. Zuerst bestiegen wir einen Berg, wo sich eine Kirche befand, die so alt war, daß man ihren Umsturz befürchten mußte. Wir sahen in derselben verschiedne Kränze, welche die Lebenden zum Denkmal ihrer Liebe gegen ihre verstorbnen Freunde aufgehangt hatten. Und ich betrachtete sie mit Ehrerbietung. Denn jedes Denkmal, das einem Verstorbnen mit redlichem Herzen errichtet wird, sey es von Marmor gehauen, oder von Zweigen geflochten, verdient unsere Achtung. Deswegen sehe ich es allemal mit dem größten Unwillen, wenn muthwillige Kinder die Denkmale, die die Lebendigen den Verstorbnen errichteten, wären sie auch nur sechs Kreuzer werth, verletzen. Wir werden ja alle einmal sterben. Und wir alle würden ja uns freuen, wenn wir wüßten, daß nach unserm Absterben die Liebe einen Kranz

winden, und auf unser Grab legen würde, und es würde uns betrüben, wenn wir vorher wüßten, daß muthwillige Kinder diesen Kranz zerreissen und ihren Spott damit treiben würden. Laßt uns also mit Ehrerbietung vor jedem Denkmale, es sey so gering es wolle, vorüber gehen, das die Liebe den Verstorbenen errichtet hat. Und das, dächte ich, wäre auch gut, wenn wir immer so lebten, daß bey unserm Absterben Liebe und Dankbarkeit uns nachweinten, und, wo nicht ein Denkmal von Marmor errichteten, wenigstens ein Kränzchen irgendwo, zu unserm Andenken aufhiengen. So wie unser lieber Vater Weisse uns singen lehrt:

Sollt ich nicht streben,
Also zu leben,
Daß, wenn man einstens mich begräbt,
Die Frommen mich beklagen,
Und zu einander sagen:
O, hätt' er länger doch gelebt!

Der neueste Kranz war zum Andenken eines jungen Bergmanns gewunden, der vor kurzen bey seiner Einfahrt in das Bergwerk hinabgestürzet war, und so sein Leben geendiget hatte. Dieß gab uns allen die Errinnerung, daß Jugend vor dem Tode nicht schütze. Denn, lieben Kinder, die Bergleute sind bey weiten nicht die einzigen, die in beständi-

ger Todesgefahr wandeln. Auch wir sind dafür nicht sicher. Werden etwa mehr junge Bergleute als junge Studirende oder Adeliche begraben?

Damit will ich euch meine Lieben, nun gar nicht erschrecken. Denn ist denn der Tod etwa so schrecklich? Ist er nicht der Wink unsers guten Vaters, daß wir zu ihm kommen und ihn näher kennen lernen sollen? Wenn das Kind nur gut ist, ein unschuldiges Herz, und ein reines Gewissen hat, was braucht es denn zu erschrecken, wenn der Vater winkt?

Wir verliesen diesen Berg und dieses der Verehrung Gottes geheiligte Haus, und giengen weiter, um die Bergwerke zu besuchen. Da wir bey denselben ankamen, zog gleich eine große Maschine unsere Aufmerksamkeit auf sich, die durch Pferde getrieben wurde. Ich will doch versuchen, ob ich euch die Art und Weise, wie sie getrieben wurde, nicht erklären kann. Aber — das bitte ich mir aus lieben Kinder, daß ihr aufmerket, denn sonst wäre ja alle mein Beschreiben umsonst. Stellt euch also vor eine lange hölzerne Säule, die gerade da steht! könnt ihr das? gut nun stellt euch wieder vor zwey Säulen, die so quer durch diese Säule gesteckt sind, das sie wie ein Kreuz aussehen. Nu? könnt ihr das auch? nun seht, an diese Quersäulen sind

Pferde gespannt, die müssen immer im Kreise herumgehen, und die stehende Säule herumdrehen. Durch dieses Herumdrehen wird eine große Maschine in Bewegung gesetzt, die das Wasser, welches unten im Bergwerke an allen Seiten quillt und herabtröpfelt, heraufziehet und in einen Kanal leitet, den man einen Stollen nennt, durch welchen es abfließt. Wenn dieses nicht geschähe, so müßten die Bergleute entweder aufhören zu arbeiten, oder sich der grösten Gefahr zu ersaufen aussetzen. Die innere Beschaffenheit dieser Maschine kann ich euch unmöglich beschreiben, weil ich voraus sehe, daß ihr mich nicht verstehen würdet.

Meine Zöglinge freueten sich über diese Erfindung, hüpften auf die Quersäulen, liesen sich von den Pferden mit herumziehen, und ich ließ es zu, weil sie nun ihre Freude einmal daran hatten, und für sie weiter keine Gefahr zu besorgen war. Auch bewunderte ich, bey dieser Gelegenheit, wieder die Kraft des menschlichen Verstandes, der über die Kräfte der Natur herrscht, und auch die stärksten Thiere so zu lenken weis, daß sie seine Absichten befördern müssen.

Nachdem wir diese Maschine bewundert hatten, betrachteten wir eine andere, die weit einfa

cher war, und die ich euch also weit leichter beschreiben kann. Also Achtung!

Ueber dem Loche das hinunter in das Bergwerk gieng, stunden an beyden Enden zwey Pfähle, in diese war eine Walze gelegt, um diese war ein dicker und schrecklich langer Strick gewickelt, an beyden Enden des Stricks hiengen zwey Eimer, durch die Walze selbst waren wieder kreutzweise zwey Hölzer gesteckt. An diesen Hölzern dreheten nun immer einige Menschen so, daß der eine Eimer hinab, der andere herauf stieg. Wenn dieser herauf war, so leerten sie ihn aus, und dreheten die Walze wieder anders herum, daß jener herauf und dieser hinab stieg. Unten im Bergwerke waren nun Bergleute, die den hinabgestiegenen Eimer mit den Sachen füllten, die herauf geschaft werden sollten, und so wurde dann Erz, Stein, Schlamm und alles, was herauf sollte, vermittelst dieser Maschine herauf gewunden.

Habt ihr mich verstanden? nicht recht? da kann ich euch keinen andern Rath geben, als daß ihr einen erwachsnen Freund bittet, daß er euch dies erkläre. Denn deutlicher kann ich nicht sprechen, und da die Erwachsnen sich mehr im Nachdenken geübt haben, so verstehen sie auch jede Sache leichter,

ter, als ihr lieben Kleinen, die ihr erst anfangt nachzudenken.

Bey dem Anblicke dieser Maschinen, wurde die Begierde, die ich schon mit hierher gebracht hatte, das Innerste der Bergwerke zu besehen noch mehr rege. Ich fragte also einen Bergmann ob er nicht bis in das unterste des Schachts mich begleiten wollte? und der bewieß sich hierzu bereitwillig.

Gefährlich war dieß freylich, da ich kurz zuvor gehört hatte, daß ein Bergmann sogar, der doch öfter als ich hinabgefahren war, den Hals gebrochen hatte. Aber da ich mir nun einmal vorgenommen habe, soviel ich kann, die Werke meines himmlischen Vaters zu betrachten, damit ich sie meinen lieben kleinen Lesern recht loben, und sie zur Ehrfurcht gegen den guten, allmächtigen Herrn ermuntern kann, der an allen Orten wirksam ist, so entschloß ich mich im Vertrauen auf ihn, diese Fahrt zu thun. Er weis ja, dachte ich, deine Absichten, und wird dich also wohl schützen.

Zum Scherz fragte ich meine Zöglinge, ob sie mir wohl Gesellschaft leisten wollten? sie schienen nicht abgeneigt zu seyn, und wenn ich nur einigermasen sie hierzu ermuntert hätte, so wären sie wirklich mit hinab geklettert. Das ließ aber meine Liebe nicht zu. Ich setze meine lieben Zöglinge zwar

gern

gern bisweilen der Gefahr aus, sich eine Beule zu fallen, damit sie behutsam werden, und sich gegen Gefahr schützen lernen. Aber der Gefahr Hals und Beine zu brechen, kann ich sie unmöglich ohne Noth Preis geben. Wenn einer von ihnen durch meine Schuld verunglückte, ich glaube ich würde nie wieder froh. Sie mußten also zurück bleiben.

Ich aber ließ mich als Bergmann wirklich einkleiden, setzte eine Kappe auf, zog eine schwarze Jacke und weite Hosen an, und band das gewöhnliche Fell um. Daß es da etwas zu lachen gab, könnt ihr leicht denken. Ich mußte ja selbst lachen, da ich vor den Spiegel trat und mich in meiner neuen Uniform erblickte. Damit ihr aber nicht denken möget, als wenn ich diesen Anzug nur angelegt hätte, um Lachen zu erregen, so muß ich euch sagen, daß dieses allemal nöthig ist, wenn man in ein Bergwerk steigen will. Denn es ist da so viel Nässe und Morast, daß man seine Kleider mit einemmale verderben würde, wenn man nicht einen schlechten Anzug über sie ziehen wollte.

Sobald die Einkleidung geschehen war, nahm ich lächelnd von meiner Familie Abschied. Denn ob es mir gleich selbst ein wenig bänglich um das Herz war, so glaubte ich doch, daß ich davon nichts merken lassen dürfte, damit meine Familie nicht auch

ängstlich würde, welches mir doch weiter nichts würde geholfen haben. Und nun stieg ich auf einer Leiter hinein, in die Tiefe der Erde.

Sobald ich etwa zwanzig Sprossen hinab war, verschwand der Tag, ich war in dicker Nacht, und konnte weiter nicht sehen als der Schein des Grubenlichts reichte, welches mein treuer Begleiter bey sich führte. Je tiefer ich kam, desto fürchterlicher wurde es um mich. Von allen Seiten tröpfelte Wasser auf mich herab, und neben mir machte die Maschine, die das Wasser heraufzog ein schreckliches Lärmen. Da ich noch tiefer kam braußte neben mir das Wasser vorbey, das durch die Maschine in den Stollen war geschöpfet worden, und aus der Tiefe brüllten Menschenstimmen herauf, von denen ich nichts verstehen konnte. Das alles zusammengenommen, nebst der Vorstellung, daß es jetzo eben so gefährlich mit mir wäre, als wenn ich einen hohen Thurm hinabkletterte, machte mich freylich bisweilen etwas ängstlich. Weil ich aber den festen Vorsatz gefaßt habe, immer da den größten Muth zu beweisen, wo die größte Gefahr ist, weil man alsdenn den Muth am nöthigsten hat, so kletterte ich getrost fort, und — kam glücklich hinab.

Ich stund so erstaunt da, wie wenn ich in einer neuen Welt angekommen wäre: und wirklich

war

war der Platz, wo ich stund, für mich eine neue Welt, weil ich noch nie so tief unter der Erde gewesen, und alles was ich sahe, mir ganz neu war.

Da ich das Ende der Leiter erreicht hatte, bekam ich noch keinen festen Boden, sondern wurde auf eine schmale, von Bretern verfertigte Brücke geführt, die über einen Abgrund gelegt war, in welchem sich eben die Menschen befanden, deren Stimmen ich bey dem Herabsteigen vernommen hatte. Sie hatten ein fürchterliches Ansehen, waren halb nackt, überall mit Schlamm und Schmutz bedeckt, und beschäftigten sich damit, die Eimer, die an der vorhin beschriebnen Maschine herabgelassen wurden, mit dem Unrathe zu füllen, der sich in dieser Grube gesammlet hatte. Wenn jemand im Schlafe hierher gebracht werden sollte, sähe auf einmal diese Figuren aus dem Moraste hervorsteigen, der sollte wohl gar glauben, es wären unterirdische Geister.

Ich gieng meinen Weg getrost fort, sahe diese Figuren um und neben mir herauf steigen, ohne sie zu fürchten, weil ich wußte, daß es gute, arbeitsame Menschen wären, die durch Uebernehmung der mühseligsten Geschäfte, ihr Theil zum allgemeinen Wohl der Welt beytrügen.

Ich hatte mich hierinne auch gar nicht geirrt, denn sobald sie mich sahen, und erfuhren, daß die Begierde, ihre Beschäftigungen zu sehen, mich herunter zu ihnen gelockt habe, so versammleten sie sich um mich, und beeiferten sich recht, alle meine Fragen zu beantworten, und meine Neugier zu befriedigen.

Sie führten mich in die Gänge, die sie unter der Erde weg, durch ihren Fleiß, gearbeitet hatten. Diese waren nun gar nicht so bequem, wie etwa eine Allee oder ein Saal, sondern so niedrig, daß man in denselben immer gebückt gehen mußte, und immer einen Stoß bekam, sobald man aufrecht gehen wollte. Sie brachten mich auch auf den Platz, in dem sie jetzo arbeiteten, zeigten mir die Lage, in der sie ihre Arbeiten verrichten müßten, und damit ich sie desto besser verstehen möchte, begab ich mich selbst in ihre Lage. Diese war nun sehr unbequem. Bedenkt einmal, ich mußte mich auf die linke Seite auf schlammigen Boden legen, so in ein enges Loch mich fort bewegen, und mit der rechten Hand, vermittelst eines Hammers den Schiefer losarbeiten, der das Erz in sich enthielt. Die Minute, die ich in dieser Stellung zubringen mußte, wurde mir schon sehr lang, und diese guten Leute müssen täglich acht Stunden so zubringen. Die armen Leute!

Den

Den Schiefer, den sie losarbeiteten, legten sie in eine Karre, die in bergmännischer Sprache ein Hund heist, diese bindet ein Knabe an seinen Fuß, kriecht alsdann auf allen Vieren fort, zieht die Karre nach sich, und den Knaben, der diese beschwerliche Dienste verrichtet, nennt man einen Hundejungen.

Sie zeigten mir auch die Gänge des erzhaltigen Schiefers, und daß beyweiten nicht alles, was in dem Bergwerke sich befand, Schiefer war, sondern daß er durch Erde und Stein sich fortflocht, wie die Adern durch den menschlichen Körper.

Nachdem ich nun alles Sehenswürdige gesehen und betrachtet hatte, dankte ich den guten Leuten, die es mir gezeigt hatten, schied von ihnen, und hinterließ ihnen etwas Geld zu ihrer Erfrischung. Dieß, dachte ich, ist sehr billig. Das Silber, aus dem das Geld geprägt ist, müssen die guten Leute mit so unsäglicher Mühe, Arbeit und Lebensgefahr, aus der Erde hervor arbeiten, und in deine Hände ist es, zwar auch mit Mühe, aber doch nicht mit so sehr großer Mühe und Lebensgefahr gekommen. Es wäre also unrecht, wenn du das Geld alle für dich in dem Beutel behalten, und den guten Leuten, die das Silber darzu so mühsam hervor wühlen, nicht einen Theil davon aufopfern wolltest, um sich eine

eine vergnügte Stunde davon zu machen. Habe ich wohl recht gedacht?

Ich stieg nun wieder hinauf, mit ungleich grössern Muthe, als ich herabgestiegen war, und lernte daraus, daß der Muth durch öftern Anblick der Gefahr wachse.

Da ich beynahe das Ende meines Rückwegs erreicht hatte, bemerkte ich, daß der obere Theil des Gebirgs, durch welches ich gestiegen war, ein aneinanderhängender Steinfels war, den die menschliche Kunst durchbrochen hatte. Darüber bezeigte ich gegen meinen Führer meine Bewunderung und fragte, wie dieses möglich wäre? da sagte er mir, daß dieses vermittelst des Schießpulvers geschähe; sie bohrten mit vieler Mühe Löcher in die Steine, füllten sie mit Schießpulver aus, zündeten es an, und sprengten so die größten Felsenstücken ab. Dieß bevestigte mich noch mehr in der Hochachtung gegen den menschlichen Verstand, der, wenn er seine Kraft anwendet, auch durch Stein und Fels sich durcharbeiten kann.

Da ich wieder hervorkam, empfieng mich meine Familie mit ofnen Armen, so zärtlich wie einen

nen Freund, der von dem Rande des Grabs zurückkommt. Und ich freuete mich auch recht sehr darüber, daß ich sie wieder umarmen konnte, und fühlte wie süß es sey, wenn sich Freunde wieder sehen, die wegen einander große Besorgniß hatten.

Eine Betrachtung über diese Reise nach der Unterwelt.

Ich kann es nun nicht lassen, ich habe mich einmal so gewöhnt, daß ich über alles Merkwürdige, das ich sehe, nachdenke und meine Betrachtung anstelle. Ich that es auch diesmal, und verglich die großen Bequemlichkeiten, Erfrischungen und Aufheiterungen, die ich bey meinen Arbeiten genösse, mit den unbeschreiblichen Unbequemlichkeiten, denen sich ein armer Bergmann unterziehen müsse, und den wenigen Erfrischungen und Aufheiterungen, die er bey seinen sauern, mit Lebensgefahren verknüpften Arbeiten sich erlauben dürfe. Dieß machte mich sehr betrübt.

Vielleicht aber, dachte ich, ist es möglich, daß ein Bergmann durch unermüdeten Fleiß und Treue sich empor in einen bessern Zustand arbeiten kann.

Deswegen erkundigte ich mich bey meinem Begleiter, ob nicht etwa unter den Bergleuten eben so eine Ordnung, wie unter den Soldaten eingeführt wäre, so daß immer einer über andere gesetzt wäre, und daß dieß so stufenweise fortgeng, bis zu dem obersten Aufseher?

O ja, antwortete er, und nannte mir die Namen aller der verschiedenen Aemter, die unter ihnen gewöhnlich wären.

Da kann er also, fragte ich weiter, wenn er sonst treu und fleißig in seinen Arbeiten ist, wohl mit der Zeit der Oberste unter den Bergleuten werden?

Da lachte der Mann, etwas bitter, und sagte: das darf ich mir nicht in den Sinn kommen lassen.

Und warum nicht? fuhr ich fort zu fragen. Ja, sagte er: da sind immer reicher Leute Kinder da, die arbeiten zwar eine Zeitlang im Bergwerke,

hernach aber steigen sie immer höher. Unser eins hat ja keine Gelegenheit etwas zu erlernen, deswegen wird man immer zurückgesetzt.

Diese Antwort machte mich wehmüthig. Denn ich habe immer geglaubt, daß wenn ein Mensch, wäre er auch ein Bettlerskind, Treue und Fleiß in seinem Geschäfte bewiese, er den zu wichtigern Geschäften nöthigen Unterricht bekommen müsse, damit er nach und nach höher steigen könne, auserdem erschlaffe seine Thätigkeit und er werde nach und nach zu einer Maschine, die immer einerley fortthut, ohne daran zu denken, ihre Arbeiten vollkommner zu machen.

So dachte ich, ließ aber von dem, was ich dachte, meinem guten Bergmanne nichts merken, weil ich besorgte, ich möchte ihn dadurch mit seinem Zustande unzufrieden machen, sondern sagte ihm vielmehr, er solle im Vertrauen auf Gott fortarbeiten, seine Lasten mit Gedult tragen und bedenken, daß jeder Stand seine Last habe. Er habe mehr körperliche andere aber mehr Geistesarbeiten; er habe mehr Beschwerlichkeiten, andere desto mehr Kummer, und ich glaubte, daß es wohl manchen Fürsten gebe, der nicht so vergnügt wäre als er.

Hierauf

Hierauf gerieth ich in Betrachtungen, schwieg, kann es aber doch nicht lassen, auch etwas von den Gedanken, die ich damals hatte mitzutheilen.

Es ist wahr, dachte ich, den niedrigen Ständen ist doch alle Gelegenheit benommen, sich hervorzuthun. Unterdessen, wenn Gott einem Menschen von niedrigem Stand Verstand schenkt, wenn er diesen gut anwendet, und die Kräfte desselben braucht, so kann er doch durch alle Schwierigkeiten sich durcharbeiten.

Da haben wir den Martin Luther. Dieser war der Sohn eines Bergmanns, der in den Mansfeldischen Schachten arbeitete. Ohne Zweifel, zog er in seiner Jugend die Karre und war ein Hundejunge. — Aber er fühlte es, daß er zu etwas Bessern, als zu grober Handarbeit, bestimmt sey, bat deswegen seinen Vater ihn auf die Schule zu Eisenach zu thun. Der Vater willigte ihm seine Bitte, war aber zu arm, als daß er etwas zu seiner Erhaltung auf der Schule hätte beytragen können. Luther kehrte sich daran nicht, er gieng auf die Schule, gieng mit der Currente vor den Thüren herum, um sich sein nothdürftiges Brod zu erbitten, war fleissig und lernte soviel, daß er die Universität zu Er-

furt beziehen konnte. Hier setzte er seinen Fleiß fort, und brachte es darin bald so weit, daß er Doktor werden konnte. Dann fieng er ein Werk an, das viele Kaiser und Könige versucht, aber umsonst versucht hatten, und dessen gesegnete Folgen noch die ganze Christenheit genießt.

Unser verehrungswürdiger Kaiser fängt jetzo in seinem Reiche viele Besserungen an, derentwegen ihn alle brave Deutsche segnen, (worinne diese Verbesserungen bestehen, kann ich euch itzo, gewisser Ursachen wegen nicht sagen. Eure lieben Eltern oder Lehrer können es ja,) aber das glaube ich doch, daß unser großer Kaiser dieß hätte unterlassen müssen, wenn Martin Luther ihm nicht vorgearbeitet hätte.

Also steckt doch bisweilen in einem Bergmannsjungen mehr Kraft und Verstand, als in Kindern von vornehmer Herkunft.

Diese kleine Anmerkung behaltet ja meine Lieben! Viele von euch sind Bauers- Handwerkers- oder armer Prediger Kinder. Daran liegt nun weiter gar nichts. Arbeitet treu und fleißig in den Geschäften fort, die man euch auflegt. Man kann

so lange man gut ist, immer in jedem Stande glücklich seyn. Ein rechtschafner Mensch, der hinter dem Pfluge hergeht, in den Schacht fährt, oder die Nadel führt, ist, das glaube ich von ganzem Herzen, glücklicher, als ein Böser, der eine Krone trägt.

Aber — fühlst du mein lieber kleiner Armer, einen heftigen Trieb, etwas mehreres zu lernen, nun dann folge deinem Triebe! bemühe dich Bücher zu bekommen! lies sie! brauche jede Gelegenheit, wo du etwas nützliches lernen kanst? Gott wird dich segnen. Ein Luther wirst du freylich nicht werden, weil dieser höchstens alle zweyhundert Jahre nur einmal geboren wird, aber doch, wenn du in deinem Fleiße nicht ermüdest, wirst du ein brauchbarer Mann, unter Gottes Beystande werden, und ungleich mehr Gutes, als mit aller deiner Handarbeit stiften können.

Ihr aber, meine Lieben, die ihr vom vornehmen Stande seyd, habt wohl noch mehr Ursache fleißig und thätig zu seyn, weil ihr so viele Mittel und Gelegenheiten habt, euch alle nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Und weil euch euer Stand ein Ansehen vor andern giebt, so ists auch wohl billig,

daß ihr durch gutes Betragen und Geschicklichkeit euch vor andern auszeichnet, damit ihr euer Ansehen behaupten könnet.

Verachtet auch nie ein armes Kind. Denn daran ist es unschuldig, daß es arm ist, und ihr wißt nicht, was unter seinen schlechten Kleidern verborgen liegt!

Von einem schrecklichen Kriege und Blutvergießen.

Da wir unsere Neugier hinlänglich befriedigt hatten, giengen wir wieder auf das Gut unsers Gönners, genossen noch eine Mittagsmahlzeit, dankten alsdann unserer freundschaftlichen Franzößin für alle Gefälligkeit, die sie uns erwiesen hatte, und fuhren weiter.

Wir kamen bald an einen großen Wald, welcher das Welfsholz heist, wo ehedem im zwölften Jahrhunderte eine sehr blutige Schlacht zwischen den Sachsen und Kayser Heinrich dem fünften gehalten, und der Kayser von den Sachsen besiegt wurde. Da sollen 45000 Menschen erschlagen worden seyn.

Wer von beyden Theilen Recht gehabt habe, weis ich wirklich nicht, so viel weis ich aber, daß die armen 45000 Menschen, die hier niedergemacht wurden, mich sehr dauern. Es muß doch schrecklich wehe gethan haben, wenn sie einander die Hirnschädel entzwey schlugen, und die Schwerdter einander durch den Leib stießen. Es muß da wohl viel Jammergeschrey und Zähneknirschen gegeben haben. Und die armen Weiber und Kinder möchte ich nur gesehen haben, da sie die Nachricht empfingen, daß ihre Männer und Kinder todgeschlagen wären! da mögen wohl viele Thränen geflossen, und mag da wohl viel Händeringens gewesen seyn! und die Leute, die hier einander so grausam die Hirnschädel zerschlugen, hatten vielleicht einander in ihrem Leben nicht beleidigt noch gesehen.

Wie barbarisch doch also wohl die Menschen sonst gewesen seyn mögen!

Itzo werden sie Gottlob! doch immer sanfter und milder. Wenn es zwischen den Großen bisweilen Mißverständnisse giebt, so wird doch erst gemeiniglich von beyden Seiten alles versucht, um Krieg zu vermeiden. Ist aber ja ein Herr so unbiegsam, daß er lieber funfzig bis hundert tausend Menschen todschlagen lassen, als etwas von seinen Forderungen nachlassen will, und zwingt so den andern Krieg anzufangen, so geht doch alles weit menschlicher, als sonst her. Man schlägt doch nicht Weib und Kind tod, steckt ohne Noth Städte und Dörfer an, sondern richtet seine Waffen blos gegen den Soldaten. Und sobald dieser die Waffen niederlegt, schenkt man ihm das Leben, verbindet seine Wunden, und sorgt für seine Verpflegung. Und es giebt itzt viel edle Soldaten, die es für größre Ehre halten, dem Feinde wohlzuthun, als ihn zu töden.

Das heise ich doch Menschen! das sind doch ganz andere Leute, als sie zu Kaiser Heinrichs des fünften Zeiten waren, wo man seinen Ruhm nach

der Menge Feinde berechnete, die man getödet hatte, und ohne Unterschied, was man in des Feindes Lande fand, todschlug, oft selbst Weiber und Kinder nicht verschonte.

Wieder ein Beweis, daß die Menschen besser werden!

Uebrigens sagt man, daß bey dieser blutigen Schlacht weder ein Flinten- noch Kanonenschuß soll gehört worden seyn.

Wie dieß wohl zu verstehen seyn mag!

Beschluß.

Nun habe ich euch, lieben Kinder, so viel geschrieben, als ich schreiben konnte. Mehr aber kann

ich

ich nicht, weil die Messe mich übereilt hat, ehe ich fertig geworden bin. Ich kann euch also von Bernburg und Köthen, wie ich versprach, jetzo nichts sagen, zweifle auch, ob die versprochne Bogenzahl voll werden werde. Ganz habe ich also nicht Wort halten können, bin ich aber wohl deswegen ein Lügner?

Ich überlasse es eurer Empfindung!

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf, 1744-1811

Reisen der Salzmannischen Zöglinge

Bd.: 1

Leipzig [1784]

Paed.pr. 2843-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760796-3
VD18 80367259-001